

Erste Auflage November 2021

500 Exemplare

Illustriert mit 82 Handzeichnungen des Autors

ISBN: 978-3-9524760-7-9

Skyfood Verlag

Quartnerstrasse 7

8882 Unterterzen/Schweiz

www.skyfood.ch

DANIEL AMBÜHL

SCHIFFSWÜRMER

UND ANDERE REISETRÄUME
AUS VERSEUCHTEN GEWÄSSERN.

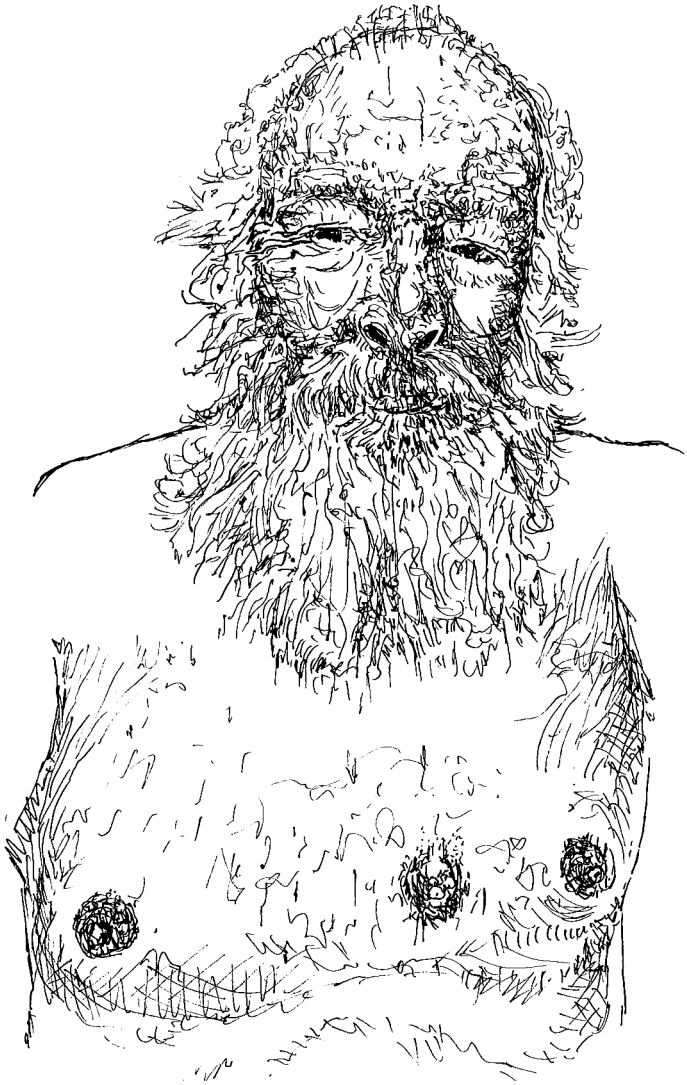


*Was wir suchen
erkennen wir erst,
wenn wir gefunden
werden von dem,
was zu uns gehört.*

DIE EINLADUNG

Im Frühjahr erreichte mich eine Einladung, um einen Vortrag zu halten. Die Einladung stammte von einer Handvoll Steinen. Ich fragte sie wie ich zur seltenen Ehre käme zu Steinen reden zu dürfen. Es gäbe doch sicher geeigneteren Personen, um einen sachgerechten Vortrag vor interessiertem Geröll zu halten, Geologen zum Beispiel, Gemmologen oder Tunnelbauer. Aber die Steine blieben felsenfest dabei, dass ich es sein müsse. Es sei derzeit nicht einfach geeignete Redner zu finden. Jedenfalls nicht für dieses Publikum. Viele der Angefragten seien reserviert bis abweisend, weil sie nicht einsähen, weshalb man zu Dingen reden soll, von denen man nicht weiss, ob sie überhaupt zuhören. Und am Schluss kam aus, dass es keine Gage gibt und die Steine dem Redner auch seine Reisespesen nicht vergüten. Ach Ja. Und ich habe vergessen zu erwähnen, dass die Steine nicht sagen wollten, wo sie sind. Sie teilten lediglich mit, dass ich sie schon fände. Wichtig sei, dass ich aufbreche. Der Rest werde sich ergeben.

Ich hatte gerade nichts zu tun. Weshalb also – dachte ich - soll ich weltoffenen und kulturell aufgeschlossenen Steinen einen Wunsch verwehren? Vielleicht kann ich eine Reise dazu nutzen, um mit meiner Seele ein wenig zu baumeln. Etwas Sonne wird auch meinem Geschwür gut tun, das sich seit ein paar Tagen auf der Brust tief unter der Haut bemerkbar macht. Ich war in Sorge, dass es etwas Gravierendes sein könnte. Es hatte sich ein Knoten entwickelt, aber er tat nicht weh. Und genau dies beunruhigte mich. Denn wenn es weh getan hätte, hätte ich gewusst, dass der Körper alarmiert ist, um das Geschwür zu bekämpfen. Aber so? Wenn kein Schmerz spürbar ist, ist es vielleicht wirklich gefährlich, weil der heimliche Infekt, nicht erkannt, oder das umliegende Gewebe betäubt ist, und der Körper sich möglicherweise in trügerischer Sicherheit wiegt, alles sei in Ordnung. Ich will jetzt nicht zuviel davon reden. Es ist mir peinlich. Aber ich denke jedenfalls: Baden im Meer und Mittelmeerküche werden meinem Körper gut tun, um das grauslige Gebilde zu orten und auszuheilen. Und so sagte ich den Steinen zu. Unter der Bedingung allerdings, dass auch ungeimpfte Steine an meinem Vortrag teilnehmen dürfen.



Logbucheintrag, 12. August 2021.

Landquart, Schweiz.

Hossam holt mich ab um 4.55 Uhr auf dem Waldcampingplatz Ganda. Er hatte Taxi-Nachtdienst bis ein Uhr. Danach wusch er sein Auto. Ging Schlafen um zwei. Am Tag schläft er nicht. Er weiss, dass er zu wenig schläft. Ich entschuldige mich, dass ich ihn so früh wecken musste.

Hossam fragt wo ich hingehere und was ich vor hätte. Von meinem Geschwür zu reden war mir peinlich. Und wenn ich morgens um fünf meinem Taxifahrer kund tue, dass ich von Steinen zu einem Vortrag eingeladen bin, lädt er mich eventuell vor einer Psychiatrischen ab, statt beim Bahnhof Landquart. Also erzähle ich Hossam vom Krieg zwischen Transhumanisten und Vitalisten, dem Banalen also, das gerade unsere Gemüter und Herzen beschäftigt. Ich wolle – erzähle ich ihm während der Taxifahrt - über den Krieg in unserer Brust ein Buch schreiben. Welchen Krieg? Na, dem in unserem Herzen, dem Krieg zwischen technischer Faszination auf der einen und dem Staunen über die lebendige Natur auf der anderen Seite. Jeder von uns ringt doch in der Seele um Balance und Gleichgewicht zwischen Hoffnunft auf technischer Erlösung und Hingabe ans lebendige Dasein. Hossam seufzt beipflichtend. Wenige nur – klagt er - wollen sich damit auseinandersetzen. Ja, das stimmt, erwiedere ich, mit Büchern sowieso nicht. Wer will noch lesen, fragt Hossam. Egal. Ich schreibe trotzdem. Ich bin ein unbelehrsamer Verfasser von Flaschenpost.

Hossam wünscht mir beim Abschied am Bahnhof Landquart schöne Ferien. Dann aber, als er selber das Wort "Ferien" hört, hält er inne, will korrigieren, findet aber nichts Passenderes. Was soll man jemandem wünschen, der als Kriegsberichterstatter an die Front einer inneren Schlacht zwischen Transhumanisten und Vitalisten aufbricht? Erholsamen Krieg?

Auf dem nachtschlafenen Perron in Landquart hat es genau zwei Wartende und im Zug zeigt sich erstaunlicherweise ein etwas verlorener Konkurrent. Schon um 5.20 Uhr. Ich will heute keinen Ärger haben und trage meinen schwarzen Hygiene-Lappen unter der Nase.

Das Wort Ferien verbreitet einen suspekten Geruch. Ein Verdacht von

Desertion und Unsolidarität lauert in ihm. Fahnenflucht vor dem Alltag. Transhumanisten wollen nur noch erlauben, digital zu leben, nicht mehr analog. Draussen fliegt dennoch trotz analog das mittelalterliche Schloss von Sargans am Waggon-Fenster vorbei.



Ferien versprechen, dass man selber tun und lassen kann, was man will, während bei alltäglicher Arbeit andere bestimmen, was man zu tun hat.

Ich für meinen Teil – als nicht systemrelevanter Selbständiger – bin chronisch in den Ferien. Von Arbeit redet man bei meiner Lebensweise nicht. Es sind bloss Hobbies, private Freizeitvergnügungen, Liebhabereien. Es gibt in meinem perpetuierten Ferienalltag Phasen der Rast, des Halt machens und Phasen des Reisens und unterwegs seins. Aber selbst zwischen den Reisen bin ich in den Ferien, weil ich auf einem Campingplatz wohne. Das wundert mich selber. Denn für solch radikale Freiheit besitze ich weder Erlaubnis, Auftrag noch Bewilligung. Und ich kann unmöglich sagen, wie ich in diese merkwürdige Lage geraten bin. Nur an den Reaktionen meiner nächsten Freunde ahne ich, dass der nomadisch-nutzlose Zustand zu mir passt; zu meiner naiven Arroganz und meiner irritierend anarchisch provokativen Unbestimmtheit, die nichts mit Erwerbsleben zu tun zu haben scheint. Von Zielen und Zwecken wollen wir schon gar nicht reden. Gleichsam zufällig rollt sich ein Weg aus vor mir, der nicht gewählt ist, weder beabsichtigt noch geplant. Das sag ich aber besser nicht. Man muss doch wissen, was man tut, wozu und für wen. Ich tu also so, als ob ich es wüsste. Aber nur aus Rücksicht, um meine Mitmenschen zu schonen vor einer Überdosis Nachdenklichkeit.

Wenn man in meiner Abwesenheit über mich redet, sagen sogar Freunde ich sei ihnen zu extrem. Irgendwie verwildert. Andere entschuldigen mich damit, dass ich eben der Zeit voraus sei. Das übliche verschämte Gerede über Künstler als Seismographen des Kommenden. Dabei sind Künstler nur hilflos, einsam und radikal in der Gegenwart. Aber ihre Bewunderer und Kritiker betrachten sie eben aus der Vergangenheit, in welcher sie kuschelig und gesellig befangen sind. Kunst als zeitperspektivisches Rätsel.

Am 8. Juni war ich aus Afrika zurückgekehrt. Zwei Monate hielt ich es seither in meiner Klause im Waldcamping Landquart aus. Zunehmend wurde ich zappelig. Nicht weil es mir da im Wald bei Pilzen, Vögeln, Bäumen und Mitbewohnern nicht gefällt. Der steinharte Knoten unter der Haut zwischen meinen Brustwarzen etwas rechts über der untersten Rippe wirkte. Vielleicht ist es diese stumme Fragerei des Krankheitsherdes, die nach Antwort sucht, die mich aus dem Campingwagen wirft und auf den Weg schickt. Jedenfalls ist es Zeit, dass es los geht.

Der Tag spricht: Es ist Zeit zum Reisen. Geh raus in die Welt. Und so fahre ich jetzt im Zugsabteil 2. Klasse sitzend am Haus meiner Exfrau und meiner beiden erwachsenen Kinder vorbei. Ich schaue nur kurz hin. Es tut nicht mehr weh. Behaupte ich. Vorgestern war meine letzte Scheidungsverhandlung. Die Trennung mit meiner Ex-Frau hat sich zehn Jahre hingezogen. Viel zu lange. Vor zwei Jahren zügelte ich weg, weil Frau und Tochter es so wollten. Ich kaufte mir einen Wohnwagen und liess mich als quasi freiwillig Randständiger auf dem Waldcampingplatz Landquart nieder. Das war vor zwei Jahren. Seither hat mich meine Familie noch nie besucht. Seit einem Jahr haben meine Kinder mit mir keinen Kontakt, obschon ich immer wieder schreibe und auf ihre Mailboxen rede.

Was muss ich bloss für ein Arschloch gewesen sein? Dunkle Seiten. Selbstmitleid habe ich eher selten. Manchmal bin ich einfach nur traurig. Vielleicht versuche ich es erneut, - wenn ich auf einer Insel der Gelassenheit weile - und schütte ihnen mein Herz aus; irgendwo, wenn die Sonne scheint und mir das türkisblaue Meer ein paar gute Gedanken zuplätschert.

Draussen wird es hell. Der Eisenbahnwagen gleitet dem glatten Zürichsee entlang. Rosa Wolkenbänder leuchten am Himmel. Chemtrails? Ja klar sind es Chemtrails. Bei der Verbrennung von Kerosen, also von Kohlenwasserstoffen entsteht Kohlendioxid, CO_2 , und Wasser, H_2O . Ausserdem verbrennt das Kerosen nie perfekt und es bilden sich Russpartikel, an denen der Wasserdampf beim Abkühlen kondensiert. Das sind die sogenannten Kondensstreifen. So verstehe ich Chemtrails. Die Phantasie, dass darin absichtlich giftige Chemikalien und Biohazards über die Daheimgebliebenen versprüht werden, halte ich für eine typische Angstneurose. Verstehen kann ich sie aber schon. Wenn man das Reisen im Flugzeug als etwas Böses und Bedrohliches betrachtet, oder sich fragt, weshalb man nicht selber auch endlich abhaut, irgendwohin, wo es besser ist, dann sind Kondensstreifen toxische Seile oder Fäden eines erdumspannenden Kokons, in welchem die Unentschlossene und Zögernden umzingelt, eingesponnen, gefesselt und gelähmt werden von einer gigantischen, bösartigen Himmelspinne, die die Zuhause geliebene einwickelt in ihre betäubenden Chemtrailnetze, um ihre naiven, glücklosen Seelen auszusaugen. Gott sei ihnen gnädig.

Für diejenigen, die aufbrechen, sind Kondensstreifen Geschenkblätter der Verbindung mit anderen Menschen, Ländern, Kulturen. Lebensschule. Und dann sieht man sie eher rosarot, wie ich, obwohl nicht ich die Farbe gewählt habe, sondern die frühe Morgensonne über dem Zürichsee.

Sieben Uhr. Ankunft auf dem Flughafen Zürich Kloten. Warten bis die Poststelle um acht Uhr öffnet, weil ich noch ein Paket mit Büchern aufgeben will. Danach Warten im menschenleeren Foodland an leeren Tischen zwischen lächerlichen Plexiglasscheiben. Der Alltag sieht aus wie ein Verhörzimmer im Gefängnis, ohne Befrager und ohne Besucher. Der Ausbruch in die Freiheit führt durch die Ritze des Dysfunktionalen, weil nur in dem, was nicht bloss funktioniert, vermutlich noch ein Durchbruch zu etwas Neuem schlummert: Die Gnade des Fehlers im Getriebe.

Es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich mit einem Einwegticket abreise. Ich werde unterwegs entscheiden wohin ich gehe und wann und ob überhaupt ich zurück komme in die Schweiz.

Ein Kanon zum Krönungstag

- König: Was ist denn los, Zeremonienmeister?
- Marschall: Eure Majestät. Im Audienzraum warten Kapellmeister Rinnal und ausgewählte Chorsänger
- König: Wollen sie Geld?
- Marschall: Nein, sie möchten ihrer Erlaucht eine Komposition zum Besten geben
- König: Mit welcher Absicht?
- Marschall: Sie haben das Werk selber bestellt für Ihren Krönungstag.
- König: Ach ja. Stimmt. Das Volk vergisst sonst, dass sie einen König haben. Wie lange ist das her?
- Marschall: Vierundzwanzig Jahre genau.
- König: Um Himmels Willen. Dann bin ich ja schon richtig alt?
- Marschall: Aber nein doch, Majestät. Sie sind taufrisch wie damals?
- König: Das ist weibisch ausgedrückt, Zeremonienmeister. Taufrisch ist ein Wort für Kammerzofen, nicht für einen König.
- Marschall: Verzeiht, Majestät. Ich wollte sagen sie sind gereift zu einem olympischen Gebirge unter den flachen Hügeln anderer Regenten dieses Planeten.
- König: Schon besser.
- Marschall: Wir hatten gerade ein Huldigungsseminar im Kloster Sankt Adolf. Weiterbildung. Modul für Fortgeschrittene. Für diplomierte Zeremonienmeister.
- König: Zahlen sie das selber?
- Marschall: Es ist Teil unseres Anstellungsvertrages.
- König: Das heisst also, dass ich das bezahle?
- Marschall: Indirekt

König: Wie indirekt?

Marschall: Sie zahlen mich. Ich bezahle die Weiterbildung.

König: Und wer stellt das Diplom aus?

Marschall: Sie, Majestät.

König: Sie wollen mir also sagen, dass ich für ein Diplom, das ich ihnen ausstelle, sie und ihre Ausbildung auch noch bezahlen muss?

Marschall:: So ist es.

König: Und was habe ich davon?

Marschall: Fragen zur Person des Königs dürfen wir leider nicht beantworten in unserer subalternen Funktion.

König: Und wenn ich es ihnen befehle? Als ihr König.

Marschall: Dann darf gemäss meinen Kursunterlagen nur der Satz zur Anwendung kommen: "Gott weiss, warum."

König: Wer hat sich diesen Mist ausgedacht?

Marschall: Es sind Vorgaben der Kursleitung: Antworten zur Person des Königs weiss nur der König selber, oder der, der über ihm ist: Gott.

König: Ich möchte mit der Kursleitung reden. Sofort.

Marschall: Sie sind die oberste Kursleitung.

König: Dann lassen sie jetzt endlich den Komponisten kommen, diesen ... äähmm

Marschall: .. Rinnsal.

König: Und seine Sänger.

Marschall: Sofort, Eure Majestät.

Der Komponist Aloysius Impregnatus von Rinnsal, ein älterer, bescheiden schwarz gekleideter, und vornüber gekrümmter Mann mit wild struppigen Augenbrauen humpelt heran. Gefolgt von zwölf flinken, glatten Mädchen

und Jünglingen, die in den Thronsaal huschen und sich blitzartig perfekt aufstellen in vier Gruppen zu je drei Sängern. Rinnsal zieht seinen Hut, verneigt sich unter Schmerzen vor dem König:

Rinnsal: Eure Exzellenz, Verzeihen sie mir, dass ich nicht knien kann.

König: Danke, Meister Rinnsal. Wie wir hören geht es heute glücklicherweise um Musik und nicht um Turnübungen.

Rinnsal: Zu gütig. Ich habe die Ehre Ihnen meine Komposition zu ihrem Krönungstag vorführen zu dürfen, die Eure Majestät gnädigerweise beim Kapellmeister ihres Hoforchesters bestellt haben.

König: Ich bin ganz Ohr.

Rinnsal zieht elegant einen zarten Elfenbein-Dirigentenstock aus seinem Frack. Hält Inne. Schaut ernst in die Runde seines Chores: Hebt dann die Arme . Zwei. Drei. ..

Chor: Frei zu sein be-
darf es wenig
und wer frei ist
ist ein König.

Frei zu sein be-
darf es wenig
und wer frei ist
ist ein König.

Ein fein geölter, vierstimmiger Kanon, harmonisch glasklar verzahnt und

streng gefugt, wie ein schönes Mauerwerk, erblüht im Audienzsaal, dreht und schraubt sich wieder und wieder hypnotisch bis zur achten Windung empor, stolz schwebend und mit feierlichem Hall den Raum erfüllend.

Als das vibrierende Echo in der Säulenhalle verklungen ist, dreht Rinnsal sich zum König und verbiegt sich mit den Chorsängern. Sie getrauen sich nicht aufzuschauen. Der König schweigt. Er überlegt. Er mustert die ehrfürchtig verneigte Sängergruppe. Dann zieht er die linke Augenbraue misstrauisch hoch. Er schaut mit gerunzelter Stirn nach rechts zum Zeremonienmeister. Dieser zuckt fragend mit den Schultern, signalisiert schüchtern Zustimmung mit lächelndem Kopfnicken. Der König schliesst die Augen und presst seine Lippen zusammen.

König: Wer hat diesen Text geschrieben?

Rinnsal: Er wurde von Pater Bernhard im Kloster Mariabrunn verfasst, Eure Majestät.

König: Bringt ihn her, diesen Bruder.

Marschall: Eure Majestät. Er ist vor zwei Wochen verschieden.

König: Freiwillig?

Marschall: Gott weiss warum.

König: Wie kommt ihr dazu solches aufrührerisches, revolutionäres und vulgäres Geschmeiss als Dichtkunst zu Ehren Eures Königs zu präsentieren?

Rinnsal sein Chor und der Zeremonienmeister ducken sich und ziehen die Köpfe ein.

König: Die Freiheit ist keine Sache für das Volk! Ihr Anfänger habt das noch nicht gemerkt. König wird man nicht. Man ist es von Gottes Gnaden. Punkt. Und solange ich die Kultur in unserem Königreich finanziere, kommen mir solches dummes

Weibergewäsch und solche Pubertätspickel unserer ver-
wahrlosten Jugend nicht zur Aufführung. Dass ihr es wagt
so vor mich hinzutreten! Spinner!



Niemand getraut sich aufzublicken, oder etwas zu sagen. Der König pflanzt seinen Ellbogen auf die linke Armlehne des Thrones, legt sein bärtiges Kinn in die Hand. Geräuschvoll schnauft er aus.

König: Rinnsal!

Rinnsal: Eure Majestät.

König: Spricht!

Rinnsal: Ich kann nur für die Musik reden, Eure Majestät. Der Text wurde mir gegeben. Es hiess, dass er von Ihnen autorisiert sei. Wie anders könnte ich es wagen, einen Kanon zu komponieren, wenn nicht für verbürgte Worte des Königs?

König: Wart ihr kürzlich an einem Seminar in Sankt Adolf?

Rinnsal: Ich verstehe Ihre Frage nicht, Majestät. Ist es besser, dass ich Ja sage oder Nein?

König: Besser für wen?

Rinnsal: Nur was für Euch, Majestät, besser ist, ist für mich gut.

König: Woher kommt nun plötzlich diese Unterwürfigkeit? Seien sie doch so frei, Kapellmeister Rinnsal. Seien sie doch frei und König wie in ihrem Kanon und sagen sie es frei heraus. Kommen sie. Seien sie mutig!

Rinnsal schweigt. Einige der jungen Menschen im Chor weinen. Dem Hofmarschall ist es peinlich. Der König ist echt sauer. Alle weiteren Audienzen sagt er ab. Morgen will er eine neue Präsentation. Um Acht Uhr. Sein Hofstaat dreht fast durch. Aber die Lösung ist perfekt:

Froh zu sein be-
darf es wenig
und wer froh ist
ist ein König

Logbucheintrag, 12. 8. 2021. Abflug, Flughafen Kloten, Zürich. 9 Uhr

Aus Langeweile setze ich mich im Café Sprüngli hin und bestelle ein Brioche mit Schokoladenfüllung. Da dreht sich ein Tischnachbar zu mir und bemerkt ungefragt: "Eine gute Wahl!" Die unkonventionelle Beglückwünschung erheitert mich. Ich bleibe trotzdem skeptisch. Kann das gut gehen? Mit Schokoladenfüllung? Was hätte meine Mutter dazu gesagt; die Geschäftsführerin der Konditorei Merkur an der Zürcher Bahnhofstrasse war, und den besten Briochekonditor der Confiserie Honold am Rennweg persönlich kannte. Ida war die gnadenloseste Kritikerin von Brioches. Sie sagte immer klipp und klar: Wenn ein Brioche nicht richtig nach brauner Butter riecht und schmeckt, war ein Pfuscher am Werk. In ihren Augen gab es fast nur Stümper, denn Mama war eine brutale Expertin für Süßes. Ihre absolutistische Kompetenz fusste auf dem Wörtchen "richtig", dessen metaphysische Rezeptur ihr streng gehütetes Geheimnis blieb.

Hat schon je jemand für mehr Frohheit demonstriert? Frohheit für alle! Ich weiss, dass Worte ihre Bedeutungen ändern, dass froh und fröhlich ganz andere Begriffe waren zu Zeiten als es noch Weihnachten gab und das Lied "O Du Fröhliche" gesungen wurde und "Frohlocken" in uns noch nicht zu Kitsch verdorrt war. Man kann empfinden, wie der Zahn der Zeit den Wortschatz unserer Seelen aufgerauht, anätzt und gewisse Worte erkranken, sterben, verwesen und wohl - wenn überhaupt - erst nach dem Vergessen wieder in neuen, unschuldigen Seelen auferstehen dürfen zu sich selber. Aber nicht heute; nicht in Zeiten wo man froh sein muss. Das Froh-Sein-Müssen ist unser Zeitgefühl geworden. Man muss froh sein, dass man noch reisen darf, zum Beispiel, wenn man ungeimpft ist. Das Wort froh selber ist wacklig, brüchig und rissig geworden. Es muss von einem Rollator des Müssens gestützt werden, damit es nicht zusammenbricht. Ängstlich wagt man sich noch auf ein "nicht unfroh" hinaus, eine akrobatisch doppelten Negierung, wie aus vorausgehendem Gehorsam gegenüber denen, die uns mit der solidarischen Bedrohung beglücken, gegebenfalls

die Gewährung der Fröhlichkeits-Barmherzigkeit zu widerrufen. So erkrankt der Mensch an seinem entwerteten Wortschatz.

Frei wird man mit entwerteten Worten nur für Konsum. Man schafft wie eine Nutte diese Freiheit an, indem man sich einen Befreier reindrücken lässt, und sich so Zutrittstickets zu einer schmerzlösenden Konsumwelt ergattert. Denn wenn es wahr wäre, dass Freiheit nur ein anderes Wort dafür ist, dass man nichts mehr zu verlieren hat, wären ja nur Habenichtsfrei. Und das wollen, die, die schon eingezahlt haben beim Schneeballsystem, verhindern.

Viele Leute stehen Schlange am Check-In von Aegean um 8.15 Uhr. Circa fünfzehn Minuten Wartezeit in mäandrierenden Spannbändern, Kanälen und Absperrgittern. Viele Griechen, Türken, wenige Schweizer. Ich komme zu einem freien Schalter. Da sitzt ein dunkelhäutiger, massiger, junger Mann mit zu knapper Uniform. Offenbar ein Instruktor, denn er erklärt geduldig einer hinter ihm stehenden, jungen Frau, was er gerade macht und wie die Abläufe sind. Ich lege meine Flugbestätigung, PLF, PCR-Test, Impfpass, und Reisepass auf den Counter. Nun geht der Instruktor mit seiner Auszubildenden alles genau durch, erklärt den PLF, dann den PCR Test, alles Okay. Meinen WHO-Impfpass will er nicht sehen. Diesmal also keinerlei Coronastress ausser die idiotischen Masken, diese Maulkörbe, die das faschistoide Regime seinen Bürger-Sklaven verpasst, um seine Macht zu demonstrieren.

Das Rollfeld auf dem Flughafen Kloten ist halbleer. Es sind fünf kleine SWISS Airbusse geparkt und ein grosser Edelweiss-Blechvogel. Viel Volk drängt am Gate. Mit 45 Minuten Verspätung hebt der Flug ab in Richtung Athen.

Fliegen ist ein faszinierendes Erlebnis. Ein technisches Wunderding diese Flugzeuge. Unglaublich von oben anzusehen ist die baltische Ostküste der Adria; tausende Inseln, langgezogene Wälle, mehrfach hintereinander gestapelt und verschachtelt. Wie findet man da einen Durchgang zum Festland? Man versteht, dass Piraten hier gerne und sicher hausten. Wer sich auskennt ist im Vorteil. Ohne Karten ist man verloren. Aus der Vogelperspektive sehen Schiffe aus wie Sternschnuppen, die im tiefblauen Meer ihre weissen Schaum-schweife hinter sich her ziehen. Genau gleich sehen die Schiffspassagiere mein Flugzeug am Himmel.

Die Schiffskasse

Es knirscht unter Deck; von den gemarterten Balken des Schiffes und von den Zähnen der schlaflosen Matrosen. Das endlose Meer mit seinen nicht einvernehmlichen Stürmen nagt an den wundgescheuerten Nerven der Besatzung. Die Seelen der Seeleute sind rostig und löchrig von den Schiffsbohrwürmern der Langeweile. Kein Land ist in Sicht.

1. Matrose: Kapitän Danielos, die Mannschaft ist verunsichert. Dein Rumgeeier ist unerträglich. Schon auf deiner letzten Reise hatte man erwartet, dass Du eine Art von Lösung bereit hältst für die verunsicherte Mannschaft mitten in diesem Sturm; auf diesem morschen Kahn mit den vielen Löchern und Du? Du berichtest stattdessen episch von Expeditionen zu Pflänzchen, die du in längst vergessenen Ruinen entdeckst hast während wir langsam aber sicher absaufen. Sag doch was!

Danielos: Ja, du hast recht.

1. Matrose: Was heisst: Du hast recht?

Danielos: Du hast recht.

1. Matrose: Ich will nicht recht haben ich will hören was wir jetzt tun müssen.

Danielos: Ach so. Was ihr tun müsst? Woher soll ich das wissen?

1. Matrose: Du bist doch der Kapitän.

D:anielos:: Das was ihr wollt ist ja gerade das Problem. Es geht so nicht.

1. Matrose: Was geht so nicht?

D:anielos Dass man einfach warten kann bis jemand eine Lösung vorplappert.

1. Matrose: Aha! Und woher sollen wir denn sonst wissen wohin die Fahrt geht, wo wir an Land gehen können und nach die-

sem idiotischen Sturm endlich wieder unsere Vorräte auffrischen können?

Danielos: Ich weiss es nicht. Sag du etwas.

1. Matrose: Ich glaube wir brauchen einen neuen Kapitän.

Danielos: Gute Idee. Ich stelle meinen Posten zur Verfügung. Aber ich glaube ihr braucht viel dringender etwas anderes:

1. Matrose: Was denn?

Danielos: Ich glaube ihr braucht ein neues Feindbild, an dem ihr euch wieder aufgeilen könnt.

1. Matrose: Ja, irgend eine Schaluppe, die wir plündern könnten, wäre schon mal ne unterhaltsame Abwechslung. Aber so, siehend dahin zu schippern ins Nirgendwo?

Danielos: Ihr braucht einen konkreten Feind. Kein Wetter oder Meer, keine anonymen gesichtslosen Mächte. Ihr braucht einen konkrete Feind. Stimmts.

1. Matrose: Also gut.

Danielos: Oder ein Ziel. Stimmt's?

1. Matrose: Genau. Wohin fahren wir denn eigentlich?

Danielos: Siehst Du, jetzt werden wir schon konkreter. Sag doch Du wohin Du willst.

Ein paar Matrosen versammeln sich um den Steuermann

2. Matrose: Wir putzen uns hier zu Tode, weil es sonst nichts zu tun gibt.

Danielos: Es gibt sonst noch viel zu tun.

2. Matrose: Zum Beispiel?

Danielos: Ihr könntet Kontrolleure ausbilden, die dafür sorgen, dass kontrolliert wird, ob überall richtig geputzt wird.

2. Matrose: Macht ihr euch lustig über uns?
- Danielos: Und fähigere Schmutzfinken könntet ihr heranziehen, die dafür sorgen, dass es überhaupt etwas zu putzen gibt.
2. Matrose: Ich glaube, dass unser Kapitän schwachsinnig geworden ist.
3. Matrose: Hat was. Denn wenn man ihn fragt wohin es geht heisst es: Wir werden von der Reise geführt. Das ist eben ein spezielles Schiff. Aber es ist eben nur ein richtungsloser Kahn wie jedes andere Gespensterschiff.
- Danielos: ... das keinen richtigen Kapitän hat, willst Du sagen. Nicht wahr?
2. Matrose: Ja, jetzt wo du es sagst. Ja.
3. Matrose: Das ist ein spezielles Schiff, sagtest Du als wir ausliefen.
4. Matrose: Wir suchen uns selber. Jeder für sich, aber zusammen. Blah Blah... Ich hielt das damals für einen gelungenen Scherz. Aber ich befürchte er hat es ernst gemeint.
3. Matrose: Wir sind hier auf der Esoterik Windjammer, auf einem Philosophen Geisterschiff.
1. Matrose: Ihr werdet einen nie geahnten Reichtum finden, sagtest Du.
2. Matrose: Aber Du hast nicht gesagt, wann, nicht wo und nicht wie.
- Steuermann: Kapitän, welchen Kurs nehmen wir?
- Danielos: Das Schiff ist der Kurs.
- Steuermann: Dann braucht es auch keinen Steuermann.
- Danielos: Ja, stimmt. Das Schiff braucht dich nicht. Nur Du brauchst es, weil du dich als Steuermann ja irgendwo an einem Steuerrad festhalten musst.
- Steuermann: Dann könnte ich ja das Steuerrad abschrauben, es auf einer Insel an einen Zaun nageln und sagen ich sei der Steueremann dieser Insel.
- Danielos: Ich könnte es nicht besser sagen.

Die Meuterei scheitert wie immer daran, dass eigentlich niemand Kapitän werden will. Der Sold wird ausbezahlt. Die Schatztruhe ist beruhigenderweise immer voll, weil die Matrosen an Bord das Geld nicht ausgeben können und es also stets in die Schatztruhe zurück geben und es sich aufschreiben lassen, wieviel davon ihnen gehört. Aber irgendwann kommen Fragen auf.

1. Matrose: Schatzmeister!

Kassier: Ich höre.

1. Matrose: Wieviele Golddukatens sind in der Schatztruhe?

Kassier: Zweitausendvierhundertelf.

1. Matrose: Und wieviele hast Du für mich aufgeschrieben?

Kassier: Das solltest Du wissen. Du hast ja selber ein Kontobüchlein.

1. Matrose: Sind es Achthundertvierzehn?

Kassier: Exakt. Wozu fragst Du denn?

1. Matrose Weil es an Bord dieses Schiffes doch noch zwanzig Matrosen meiner Klasse gibt, dazu Obermatrosen, Oberobermatrosen, Chefmatrosen, Oberchefmatrosen, Steuermannassistenten, Rechnungskontrolleure, Rechnungskontrolleur-kontrolleure, Steuermann und Kapitän, zusammen über fünfzig, die mehr verdienen wie ich. Stimmts?

Kassier: Bis jetzt schon.

1. Matrose: Wie kann man denn, wenn wir ankommen, allen das auszahlen, was ihnen aufgeschrieben wurde?

Kassier: Ich habe diese Frage aufgeschrieben.

1. Matrose: Und wie lautet die Antwort?

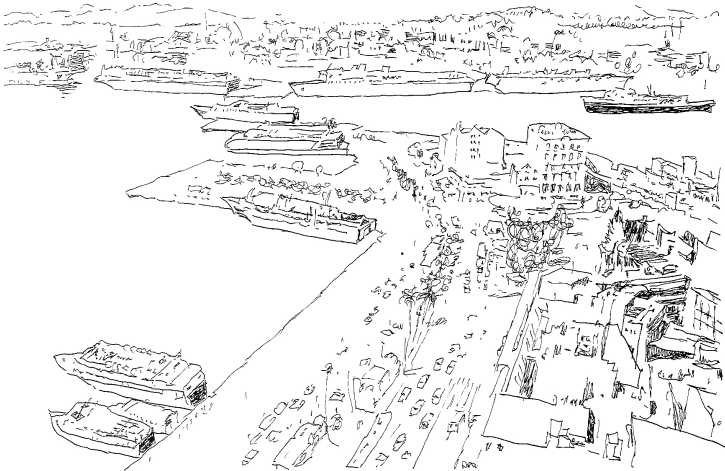
Kassier: Die Formel dazu lautete, dass man dein aufgeschriebenes Guthaben mit deinem Überlebensquotienten bei der Hafenankunft multiplizieren muss.

1. Matrose: Aha.

Kassier: Gern geschehen.

Das Misstrauen baut sich langsam auf und weil man viel Zeit hat draussen auf dem endlosen Meer, wird nach langen Diskussionen ein neues Bezahlschema vereinbart. Die Matrosen verlangen, dass ihnen ihr Sold von nun an Cash auf die Hand ausbezahlt wird. Man wolle nicht mehr beim Schatzmeister anschreiben lassen, sondern auf sicher gehen.

Es kam wie es kommen musste: Jeder hatte Münzen in der Hand und die ganze Mannschaft wurde schnurstraks in die Spielsucht getrieben. Es gab ja nicht anderes, wozu man das Geld benutzen konnte. Also wurde es für Wetteinsätze, Spielereien und Zockereien benutzt. Das half für rund vier Wochen. Dann gehörte alles Geld einem einzigen Spieler, die Kasse war leer und von da an fragte niemand mehr, wo die Reise hingehet. Alle hatten instinktiv Angst vor einem Hafen, wo die ganze Wahrheit an den Tag käme.



Ansicht des Hafens von Piräus, nahe Athen, Griechenland

Bargeld

LOGBUCHEinTRAG 13. AUGUST 2021

Früh morgens verlasse ich das Hotel und spaziere durch die breite Einkaufsstrasse hinunter zum Hafengebäude von Piräus. Im Bluestar-Ferry-Office hole ich mein Schiffs-Ticket für die Überfahrt zur Insel Kos. "Sind sie geimpft?", fragt die Frau hinter dem Desk. "Ja!" Ich erhalte ein PLF-Formular wegen Corona wie letztes Jahr. Das Schiff legt morgen ab. Sehr spät am Abend um 23 Uhr. Pier Eins.

Dann Geldwechsel: Hier in Piräus erhalte ich für 1000 US-Dollars 827 Euros. Im Flughafen Athen wollte man mir 750-780 bieten. In Zürich in der Schweiz 720, weil man die Dollars da zuerst in Franken, und dann von Franken in Euros wechseln müsse, wie man mir am SBB Schalter nett offerierte. Das ist schön für Euch, sagte ich. Aber vielleicht solltet ihr auch mal an eure Kunden denken, zu denen ich bei einem solchen Halunkendeal bedauerlicherweise nicht zähle. Schönen Tag noch.

127 Euro Unterschied! Nie in einem Flughafen wechseln! In der Wechselstube in Piräus habe ich nicht einmal eine Quittung erhalten. Das ist mir heute mehr als recht. Ich werde nach Möglichkeit nur noch da einkaufen, wo man keine Quittungen gibt. Das ist eine der subtileren Arten wie wir den kranken Staat, der gegen uns ist, klein halten und damit auch all diejenigen, die auf Kosten ihrer Klienten mit dem Staat zusammen arbeiten wollen, oder müssen. Wenn wir uns so bewegen und organisieren unter Selbständigen, schaffen wir uns ein Netzwerk jenseits von Mehrwertsteuern, Geldflusskontrollen und anderen asozialen Erpressungen des Staates, die gegen die Kleinen, Freischaffenden und gegen das Volk gerichtet sind.

Fazit: Nur mit Bargeld bezahlen. Unterhalb der Mehrwertsteuerschwelle bleiben. Bargeldlose Deals beprechen mit denen, bei denen wir Kunden sind, Skonto gewähren usw. Der Einwand, dass es Mafiamethoden sind, ist richtig. Der Unterschied ist nur, dass ich nicht bei der Mafia bin und es auch nicht vorhabe. Ausserdem ist es Ziviler Widerstand und Notwehr des Bürgers gegen einen übergriffigen Staat und sein totalitäres Überwachungssystem.

tem, das erst noch derzeit auf einem völlig verfassungswidrigen Notrecht beruht, das der Willkür Tür und Tor öffnet.

Frei wird der Bürger erst, wenn der Staat für ihn nicht mehr systemrelevant ist. Dann gibt es keinen Bail-Out mehr für verirrte Regierungsglieder und sogenannte Volksvertreter. Die Schweiz wird die Schweiz bleiben. Selbst dann, wenn das eingebildete und kranke Politikerpack zum Teufel gejagt wird. Und selbst dann, wenn wir von Amis oder Chinesen überrannt werden. Vielleicht wird es ganz interessant sein zu beobachten, wie es sich als Schweizer anfühlt, wenn Wallisellen ein chinesischer Vorort wird und Bümpliz eine US-amerikanische oder russische Siedlung. Aber wir müssen realistisch bleiben: Viele Schweizer werden keinen Unterschied bemerken, weil sie gelernt haben bei allem mit zu machen und die Klappe zu halten solange es im Knast Brioches mit Schokoladenfüllung gibt.



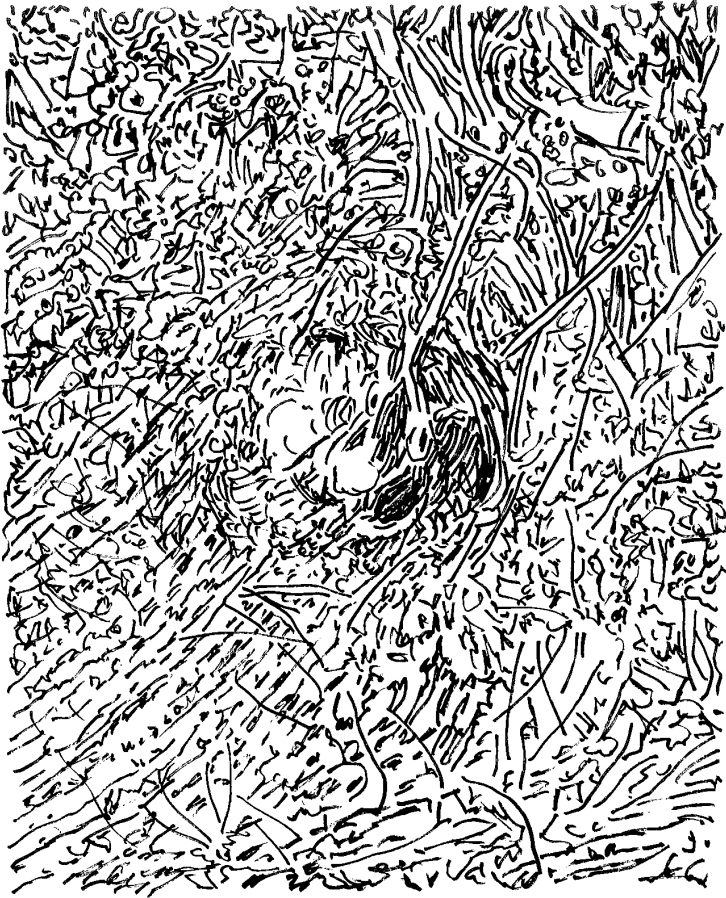
Das Geschwür

Vor einer Woche hatte ich eine harte Stelle in der Tiefe unter der Haut auf der Brust festgestellt. Die Verhärtung lag auf Höhe der Brustwarzen, drei Zentimeter rechts von der Brustmitte. Zuerst dachte ich an einen Knorpel in der Grösse einer Münze, oder einer Nuss auf dem Ende einer Rippe. Als ich die Stelle abtastete fand ich jedoch, dass der Knoten nicht festsitzt, sondern leicht abgelöst vom Skelett über den Rippen lag. Was kann das sein?

Erst jetzt in Piräus beginnt das Geschwür leicht zu schmerzen und zu wachsen. Von aussen ist aber keine Rötung zu sehen, nur ein Buckel, wo in der Tiefe unter der Haut das Geschwür sitzt. Bei Druck nimmt der Schmerz zu, was mich beruhigt. Denn nun hat offenbar mein Körper die kranke Stelle entdeckt und beginnt sie einzugrenzen in einer Schwellung. Gleichzeitig ist aber das Geschwür selber aktiv, denn andernfalls wäre die Verhärtung zurückgegangen und verschwunden. Da muss ein Kampf stattfinden.

Heute denkt man bei solchen Symptomen sofort an Krebs. Es ist ein lästiger Reflex, weil er gleich beim Schlimmsten beginnt, nämlich mit der Ahnung des Unterganges. Und mit einer Ohnmacht, dass man dagegen nichts unternehmen kann. Ich gebe zu, dass auch mich solche Gedanken erschleichen und sogleich Fragen auftauchen nach der Ursache, der Schuld und dem eigenen Versagen, das zu dieser schwelenden, aber noch kaum ausgebrochenen Krankheit führte.

Wenn man zu viel Zeit und zu wenig Ablenkung hat, können düstere Vorahnungen sich gefährlich einbohren in unsern Alltag, unsere Realität versenken, Sinne überwuchern und in allen Gedankengängen Metastasen bilden. Ich meinerseits werde gegenüber dem Geschwür vorläufig die neugierige Haltung eines Beobachters einnehmen, der das Geschehen unter der Haut registriert, ohne direkt einzugreifen. Watchful waiting. Zu einem Arzt will ich nicht gehen. Hier in Piräus sowieso nicht. Ich werde meinem Körper dienen, indem ich ihm Sonne, Meer, frische Luft, reines Wasser und vielfältige Nahrung gönne. Und ausgiebig schlafe.



Ich habe lange mit der Idee gerungen, ob man ein Geschwür so darstellen kann, dass es nicht eklig, widerlich und hässlich aussieht. Eigentlich schön sollte es aussehen. Das war meine Absicht. Das Resultat sehen sie hier. Ich gebe zu, dass das Schöne, das ich suche, immer an dem Unschönen, das ich dabei denke, irgendwie abprallt und, dass abstossende Gedanken und Wertungen in das Bild einsickern, oder es durchbohren wie Würmer. Das Geschwür ist noch verschlossen, Es zeigt sich an der Hautoberfläche und hat die Zellen in der Umgebung der Schwellung schmerzhaft verändert.

DIE OPERATION - TEIL 1

MEDIZINJURISTISCHE GESPRÄCHSPROTOKOLLE MIT PAUL UND MARIA IM JAHRE 2118 NACH CHRISTUS.

- Arzt: Ich möchte sie nochmals darauf hinweisen, dass das Todesrisiko dieser Operation bei fünf Prozent liegt.
- Paul: Ich weiss. Ich habe es notariell beglaubigt und in der Erklärung bestätigt, dass mir dies bewusst ist. Für den Fall, dass es misslingt, habe ich ein Testament gemacht.
- Arzt: Gut. Danke. Ich habe das so im System eingegeben. Warten wir auf die Online-Bestätigung der Versicherung und die Bestätigung der Überebnahmevereinbarung für den Körper.
- Paul: Genau. So ist es vorgesehen.
- Arzt: Ich höre, dass der Körper gerade vorbereitet wird. Das heisst, dass wir sie dann jetzt in Vollnarkose versetzen werden. Dann wird ihr Kopf vom Körper getrennt. Danach wird ihr Kopf mit dem vorbereiteten, neuen Körper verbunden. Ihr abgetrennter, alter Körper wird maximal drei Tage künstlich versorgt für den Fall von Abstossungen, die eine Rückverpflanzung des Kopfes notwendig machen würden.
- Paul: Das haben wir alles lange und ausführlich besprochen. Bitte hören sie auf es endlos zu wiederholen.
- Arzt: Es tut mir leid. Wir müssen bis zum letztmöglichen Moment die Eventualität offen lassen, dass sie die Operation abbrechen möchten. Wir müssen uns an das Protokoll halten.
- Paul: Ja . Ich weiss
- Arzt: Ich habe eben das Signal bekommen, dass alles bereit ist. Ich werde nun ein letztes Mal fragen, ob sie damit einverstanden sind ihren Kopf auf den von ihnen ausgewählten Körper zu verpflanzen. Wenn sie ja sagen, wird die Narkose einge-

leitet und sie können die Operation danach nicht mehr abbrechen.

Paul: Ja

Arzt: Ich habe noch nicht gefragt. Erst jetzt: "Herr Paul: Wollen sie dass Ihr Kopf von ihrem Körper getrennt und auf den neuen Körper verpflanzt wird?"

Paul: Ja.

Arzt: Viel Glück.

Drei Tage später

Arzt: Liebe Frau Maria. Wir können Ihnen sagen, dass die Operation zu 94 Prozent gelungen ist.

Maria: Was heisst das?

Arzt: Dass die Chancen gut stehen, dass der Kopf ihres Mannes den neuen Körper angenommen hat. Wir haben bisher keine aussergewöhnlichen Abstossreaktionen gesehen. Allerdings liegt die heikle Phase noch vor uns; die Verbindung der Nervenbahnen vor allem im Rückenmark. Das wissen wir in circa einer Woche

Maria: Reden wir nicht darüber

Arzt: Es sind Protokolle, die festgelegt wurden. Es tut mir leid, dass wir sie damit belästigen müssen.

Maria: Ich verstehe.

Arzt: Benötigen sie psychologische Hilfe in den nächsten Tagen?

Maria: Ich will eigentlich so wenig wie möglich hören, um mich nicht zu ängstigen, aber dann kann ich nachts nicht schlafen, weil ich nicht weiss, was los ist.

Arzt: Ich schlage ihnen vor mit einem Care-Spezialisten zu reden.

der schon viele solche Operationen begleitet hat.

Maria: Ich weiss nicht, ob mich das Gerede nicht nur noch mehr belastet und erinnert an die Ungewissheit.

Arzt: Es ist ihre Entscheidung. Ich würde ihnen persönlich dazu anraten. Wir haben gute Erfahrungen gemacht.

Später.

Psychologe: Sie kommen wegen der Kopfverpflanzung ihres Mannes.

Maria: Ja genau.

Psychologe: Ich habe vom behandelnden Arzt gehört, dass die Operation bisher normal verlaufen ist und wir in rund einer Woche mehr wissen.

Maria: Ja, genau.

Psychologe: Was sind ihre Sorgen?

Maria: Also zuerst einmal ob die Operation gelingt. Natürlich.

Psychologe: Natürlich.

Maria: Aber ich fürchte mich vor allem vor meinen Gedanken, die ganz anders sind.

Psychologe: Ganz anders?

Maria: Ja.

Psychologe: Wie anders?

Maria: Dass ich froh wäre, wenn Paul stirbt und alles misslingt.

Psychologe: Wir kennen solche Reaktionen. Sprechen sie weiter. Weshalb wären sie froh?

Maria: Es ist ja nicht nur wegen ihm.

Psychologe: Hm.

Maria: Wir haben besprochen, dass er sich auf einen Frauenkörper

verpflanzen lässt. Und wenn er es überlebt, solle ich mich auf einen Männerkörper verpflanzen lassen.

Psychologe: Ja, ich habe dies genau so in den Unterlagen gelesen. Kommt öfters vor. Ein alter Wunsch vieler kinderloser Paare, in der Beziehung einmal das Geschlecht zu ändern.

Maria: Wir fanden die Fantasie sehr spannend. Und erregend. Auch sexuell.

Psychologe: Das sagen fast alle diese Paare.

Maria: Aber nun bin ich verunsichert, denn wenn er überlebt und eine Frau ist, muss ich doch auch Wort halten und das Risiko einer Kopfverpflanzung auf einen Männerkörper auf mich nehmen.

Psychologe: Ich sehe, dass sie den Körper dazu schon ausgewählt und bezahlt haben

Maria: Darum geht es nicht. Was ist, wenn ich dann plötzlich nicht mehr will?

Psychologe: Sie sind frei in ihren Entscheidungen. Niemand kann sie zwingen dazu. Ihr Mann hat zu diesem Risiko, das explizit erwähnt wurde, gesagt, Zitat: "Ich bin mir bewusst, dass so was geschehen könnte. Meine Frau ist völlig frei in ihren Entscheidungen."

Maria: Ich wäre aber froh wenn ich nicht frei wäre, dann müsste ich mich nicht mit diesen Fragen quälen.

Psychologe: Ich verstehe das. Aber niemand kann ihnen leider diese Last abnehmen.

Maria: Ausser er.

Psychologe: Wieso?

Maria: Wenn er stirbt.

10 Tage später.

Arzt: Sehr geehrte Frau Maria; Ich bin äusserst glücklich, ihnen mitteilen zu können, dass ihr Mann gute Fortschritte macht. Seine Nervenbahnen scheinen gut verbunden und wir sehen Reaktionen bis hinunter zu den Füßen, was ein gutes Zeichen ist, dass die Kopfverpflanzung gelungen ist.

Maria: Ich bin erleichtert.

Maria beginnt zu weinen.

Arzt: Ja, ich weiss es sind aufwühlende Geschehnisse. Sie müssen sich nicht zurückhalten. Die Belastungen sind gross.

Maria: Sie verstehen nicht.

Arzt: Ich verstehe.

Maria: Sie verstehen nicht!

Wenig später

Psychiater: Wurden sie gegen ihren Willen zu mir gebracht.

Maria: Ja.

Psychiater: Ich kann sie nicht festhalten. Ich muss aber ein paar Fragen an sie stellen bis ich sie entlassen kann. Das Gesetz sieht es so vor. Sind sie einverstanden?

Maria: Ja.

Psychiater: Hat ihr Mann sie unter Druck gesetzt, als er entschieden hat, seinen Kopf auf den Körper einer Frau zu verpflanzen zu lassen?

Maria: Nein. Wir haben das zusammen entschieden.

Psychiater: Aber sie sagten sie wären froh, wenn er sterben würde.

Maria: Ich habe das nicht so gemeint. Ich habe nur Angst, dass ich dann, wenn das bei ihm alles gelungen ist, selber meinen Kopf auf einen Männerkörper verpflanzen muss.

Psychiater: Sie hatten das doch so besprochen und gewollt.

Maria: Ja, aber es waren bloss Vorstellungen.

Psychiater: Nein, sie haben vereinbart es ganz real und tatsächlich zu machen.

Maria: Aber ich glaubte doch nicht, dass das funktioniert.

Psychiater: Nicht?

Maria: Nein. Ich glaubte, dass es eine geile Phantasie ist, aber jetzt wo das alles so furchtbar real geworden ist macht es mir Angst. So habe ich es mir nicht vorgestellt.

Psychiater: Haben sie jemals in Betracht gezogen, sich selber umzubringen?

Maria: Je länger je mehr. Und je mehr es scheint, dass Paul überlebt desto mehr scheint mir, dass ich nicht mehr leben will

Psychiater: Sie meinen also er könnte sie mit seinem Tod erlösen?

Maria: Ja, ich glaube das war auch die Idee, dass er es zuerst machen sollte. Er wollte mich frei lassen, wenn er es nicht schafft.

Psychiater: Als Opfer für die Liebe?

Maria: Mutprobe vielleicht.

Psychiater: Und wenn er es schafft und überlebt?

Maria: Dann bin ich nicht mehr frei, weil wir uns doch ein Versprechen gegeben haben.

Psychiater: Als freie Menschen.

Maria: Hören sie auf mit dieser Freiheit! Mir kommt bei dem Wort das Kotzen.



Portrait von Maria

Anmerkungen zu diesem QR-Code siehe Seite 242

DER VORHANG - 1

**LOGBUCHEinTRAG 13. AUGUST 2021, PIRÄUS, GRIECHEN-
LAND, HOTEL PORTO PIRÄUS, ZIMMER 501, 15 UHR.**

Ich liege auf dem Bett im Hotelzimmer. Draussen ist es gleissend hell, wolkenlos und drückend heiss. Ich will über Mittag ausruhen, um nach sechzehn Uhr zu einer Stadtbesichtigung aufzubrechen. Zeit zum Träumen. Als ich seitlich auf dem Bett liegend zur verglasten Schiebetüre schaue, die zu einem winzigen Balkon führt, fällt mir auf, dass sich der halbdurchsichtige Vorhang ganz seltsam und merkwürdig bewegt.

Der Vorhang besteht aus einem netzartigen Stoff, der bis zum Boden reicht. Er ist aus einem Geflecht von Fäden hergestellt, die wie ein zartes Sieb rechtwinklig übereinander laufen. Die quadratischen Öffnungen zwischen den Fäden sind vielleicht einen halben Millimeter klein. Obschon der Stoff oben eng gerafft ist, entwickeln sich im Fallen des Stoffes nur sieben grosse, wellige Falten.

Wie ich mit dem Kopf bewegungslos auf dem Kissen ruhe, sehe ich, dass an Stellen, wo in den Falten der Vorhangstoff doppelt übereinander liegt, dunkle, waagrechte Linien erscheinen, die rythmisch auf und ab wippen; und zwar in jeder der sieben Falten unabhängig, manchmal gegenläufig, manchmal höher hinaus und weiter herab springend und zuckend. Die dicht wie Jahresringe gestapelten tanzenden Linien stammen zweifellos von den Überlagerungen der Fäden in den Vorhangfalten, sogenannte Moirés.

Das Ballett des Moirés in den sieben Falten des Vorhangs ist ein faszinierendes Spiel, das offenbar einen Windzug sichtbar macht, der den Vorhang in fast unmerkliche, waagrechte Bewegungen versetzt, auf die das Moiré wie ein Seismograph mit nervösen senkrechten Ausschlägen reagiert. Das Lüftchen kommt - wie ich merke - von der Klimaanlage, denn die Schiebetüre zum Balkon ist verriegelt.

Ich stelle die Klimaanlage aus und kontrolliere, ob auch die Türe zur

Toilette geschlossen ist, weil ich dort einen Lüfter höre. Als ich mich erneut hinlege, erkenne ich, dass das Moiré ruht. Aber jedes Mal, wenn ich ausatme, kann ich den Luftzug, den ich verursache in gewissen Schleifen entdecken, wo das Moiré wie ein Echo meines Atmens auf und ab wippt.

Dann fällt mir auf: Ich bin selber der Grund für den Tanz des Moirés. Ich merke nämlich, dass die Bewegungen meines Kopfes das Moiré zum Hüpfen bringt. Es scheint, dass in der Art, wie die Fäden in den Falten übereinander liegen, sensiblere Moirés entstehen mit hektischen Zuckungen, oder bei weniger empfindliche Interferenzen der Fäden weicheren Bewegungen. Dies wird mit den unterschiedlichen Winkeln zusammen hängen, in welchen sich die übereinander liegende Fäden kreuzen.

Ich versuche meinen Atem anzuhalten, um heraus zu finden, ob mein Herzschlag durch die feinsten Bewegung meiner Augen im Moiré des Vorhangs sichtbar würde. Ich kann aber nichts dergleichen feststellen. Doch nun erkenne ich, dass die Schärfe, mit der ich den Vorhang betrachte, die Deutlichkeit der Bewegungen des Moirés beeinflusst. Das heisst: Wenn ich mit fokussiertem Blick auf eine Stelle des Vorhangs schaue, dann verschwindet da das Moiré, während bei zusammen gekniffenen Augen die Hell-Dunkel-Unterschiede der Moirés und seiner Bewegungen klar hervortreten.

Diesen Trick der bewussten Unschärfe benutzt man in der Malerei, um Lichtunterschiede und Farbunterschiede besser beurteilen zu können. Es ist eine Technik, die im Impressionismus zu höchster Kunst getrieben wurde, weil man damit Dinge bildhaft machen kann, die mit der zwanghaften Schärfe der Realisten nicht einzufangen sind: Das Flimmern der Luft über einem südfranzösischen Stoppelfeld, oder das Glitzern von Wasser, das Schaukeln von Olivenzweigen im Sonnenlicht, die Gefühle der Dinge.

Ich mache noch ein paar Minuten meine Meditationen mit dem Moiré im Vorhang. Schliesslich glaube ich an einer winzigen Bewegung des empfindlichsten Moirés in einer Falte des Vorhangs mein Herz schlagen zu sehen. Ein schüchternes Zittern nur. Vielleicht aber hat bloss meine Vorstellung mitgepocht. Jedenfalls ist es klug zu bedenken, ob in einer Bewegung, die ich an einem Objekt wahrnehme, tatsächlich die Bewegung des Objektes zu sehen ist, oder bloss die Reflexion meiner eigenen Bewegung.

KOHLI

LOGBUCH EINTRAG 14.AUGUST 2021, PIRAEUS

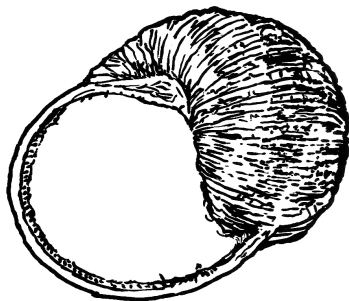
Morgens um neun Uhr sitze ich im Hafenviertel in einem Kaffee mit vielen Einheimischen und griechischer Musik. Das Kaffee heisst, wie mir die junge Kellnerin sagt, Zouridaki. Das ist der Name eines Mannes aus Kreta. Man sieht die alte Fotografie seines Portraits auf einer Vignette über dem Eingang. Er trägt eine schwarze, kretische Mütze und einen weissen, dichten Bart. Mehr kann mir die junge Frau zu ihm nicht sagen, weil sie kaum englisch spricht und ich kaum griechisch verstehe. Die Mütze von Herr Zouridaki trug man früher in Kreta typischerweise mit rundum fein gezöpfelten Zotteln, die manchmal mit Knöpfen oder bunten Perlen beschwert waren. Ich selber habe noch nie jemanden gesehen mit einer solchen Kopfbedeckung. Es muss sich um eine vergessene ländliche Tracht handeln, vielleicht wie die Appenzeller Landauerli Backpfeiffen meines Grossvaters, um Bremsen und Fliegen zu vertreiben, die die Bauern belästigen, wenn sie mit beiden Händen beschäftigt sind beim Melken, Mähen, Sägen und Misten.

In diesem Hafenkaffee gibt es nichts zu essen. Nur Kaffee, Bier, Wasser. Es scheinen vor allem Handwerker auf der Terrasse zu sein und ältere Herren. Draussen an der Luft. In der Nähe befindet sich der kleine Fisch- und Fruchtemarkt, den man besucht, um die Fänge des Tages zu besichtigen. Um zehn Uhr ist die Ware noch kaum verkauft. Zu wenig Touristen. Dafür schöne Fische: Octopus per kg 13 Euros, Squids 3 Euros, andere Fische 5 Euros, schöner Wildfang bis 19 Euros pro kg.

Der Trödler neben dem Kaffee öffnet und stellt seine Ware vor den überfüllten Laden. Es ist ein Bursche mit verkehrt aufgesetzter Baseballmütze. Er stellt ein altes Röhrenradio auf einen Gründerzeit Holzstuhl. Daneben glüht ein kupferner Samowar im Sonnenlicht. Altes Geschirr, die unverzichtbaren Ikonen mit Heiligenselfies und allerlei Gemälde suchen vergeblich Käufer.

Vor mir sitzt an einem runden Tischchen eine alte, dürre Frau mit schön braun gegebtem Gesicht und einer weissen Kappe. Sie zieht genüsslich an einer Zigarette. Sie ist allein und schaut um sich. Hier hat kein einziger ein Handy. Ich zähle vierzehn Personen auf dieser Kaffeeterrasse. Zusammen mit dem Gerümpel des Antiquitätenhändlers sind wir 30-50 Jahre zurück gebeamt. Alle schauen sich an. Ein Mann an Krücken grüsst und spricht mit einem Passanten. Offene Gesichter. Dialoge. Nur die Musik ist zu modern für das nostalgische Filmset. Geraucht wird fast an jedem Tisch. Zigarillos, Frauenzigaretten. Gauloise, Durchschnittsalter über 70. Warten auf den grossen Erwerber und Verteiler des Lebens. Man braucht wenig beim Loslassen. Interessanterweise läuft hier aktuelle Popmusik, nicht wie in den Restaurants, wo man auf griechische Folklore setzt. Niemand trägt eine Maske, auch nicht unter dem Kinn. Es sind Menschen mit Lebenserfahrung. Man sieht es an ihren Gehstöcken und wie sie sich beim Spazieren einhaken, um sich zu stützen.

Zwei junge Frauen bedienen in rot-schwarzer Kleidung. Im Laden nebenan verkauft man Gewürze, getrocknete Biskuits und rote Nylonnetze gefüllt mit Kohli, den berühmten, braun gebänderten Schnecken. Sie sind lebendig in ihrem Haus eingedeckelt hinter einer Türe aus schneeweissem Kalk.



DIE OPERATION – TEIL 2

ERINNERUNGEN VON PAUL. 2118 NACH CHRISTUS.

Als Maria mich verlassen hatte – das war kurz nach der Kopfverpflanzung –, fiel ich in ein Loch. Ich war enttäuscht, dass sie nicht Wort gehalten hatte. Und ich vermisste meinen alten Körper. Ich kam nicht zurecht mit meinem neuen, weiblichen Körper, obschon er sehr schön war und von allen bewundert wurde. Einmal, als ich Menstruationsbeschwerden hatte, ging ich zum Friedhof, wo mein alter Körper beerdigt worden war und legte ein paar Blumen hin. Ich weiss nicht warum. Mein neuer Körper verkrampfte und sträubte sich. Ich merkte es. Ich brauchte Hilfe,

Mein Psychologe sagte, dass ich mich auf meinen neuen Körper einlassen solle. Ich würde mich wehren ihn anzunehmen, weil ich Angst hätte die Kontrolle zu verlieren. Und vielleicht Angst hätte mich von meinem weiblichen Körper leiten zu lassen. Andererseits hätte auch mein Körper Probleme, weil er ahne, dass ich nicht zu ihm stehe. Ich war immer krank. Hatte Kopfweh, Migräne, Magersucht. Ich nahm Tabletten gegen Schmerzen, vor allem während der Periode. Ich vermisste meinen alten Körper, meine Brusthaare, meine Hoden, meinen Penis, meine tiefe Stimme, meinen Schweissgeruch und sogar meine Knieschmerzen.

Wenn ich daran dachte, dass mein alter Körper jetzt schon verwest und von Würmern zernagt im Grab zerfallen und für immer verloren war, hatte ich meine Krisen. Alles war mir egal. Ich hatte einen Fehler gemacht und wusste nicht mehr zurück und schon gar nicht mehr vorwärts. Wohin?

Ich hasste Männer, die mich anmachten. Es war ganz schlimm und ich tat ihnen und mir sehr weh. Ich war enttäuscht. Ja. Aber ich konnte Maria nicht böse sein. Sie hatte es noch rechtzeitig gemerkt. Ich wünsche ihr Glück. Sie hasste sich selber für das, was geschehen war. Auch sie konnte ihren Körper nicht mehr leiden. Frau sein konnte sie nur bei anderen Frauen. So liebte sie sich indem sie andere Frauen liebte.

Es würde mich mindestens zehn Milliarden Newcoins kosten, um wieder eine Kopfverpflanzung auf einen Männerkörper zu machen. Aber was soll das bringen, wenn es nicht mein eigener Körper ist? Und ausserdem habe ich seit dem Bankrott meiner Fondsgesellschaft kein Geld mehr dafür. Ich war sogar froh. Ich wusste, dass ein anderer als mein eigener Körper für mich nicht akzeptabel war. Man hatte mir zwar ein Angebot gemacht, aber ich wollte nicht zurück. Ich litt und hatte Selbstmordgedanken. Ich wusste nicht was mich noch hier hielt. Ich wurde alt. Ich fand das fürchterlich. Ungerecht. Und unmenschlich. Zu unrecht verurteilt. Ich weiss nicht wie es Maria jetzt geht. Ich habe sie lange nicht gesehen.



Portrait von Paul

Anmerkungen zu diesem QR-Code siehe Seite 242

BLUESTAR

LOGBUCH-EINTRAG, 14. AUGUST 2021, HAFEN PIRÄUS, GRIECHENLAND.

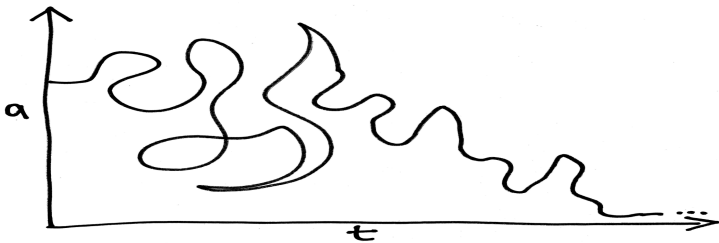
Endlich geht die Reise weiter. Um 22 Uhr holt mich ein Taxi vom Hotel ab und bringt mich zum Pier Eins am äussersten Ende des Hafens von Piräus. Da ankert das riesige Fährschiff BlueStar 2 und ist mit offener Heckklappe ladebereit. Eine hundert Meter lange Menschenschlange wartet auf der Mole vor einem beleuchteten Plastikzelt in der Dunkelheit. Es geht langsam vorwärts, aber nach einer Viertelstunde bin ich bei den vier dunkel Uniformierten angekommen, die die Corona-Kontrollen durchführen. PCR-Test, Pass. Nicht mal Impfausweis. Okay. Weiter. Die Treppe hinauf in den geöffneten Bauch des Schiffes. Da warten drei Matrosen, hell uniformiert, die die Tickets kontrollieren und das PLF entgegen nehmen. Wahrscheinlich heizen sie mit dem Papier die Überfahrt. Mit der Rolltreppe geht es zwei Stockwerke höher in den Eco-Bereich. Das Schiff ist gigantisch, eine schwimmende Stadt. Hunderte Passagiere auf fünf Decks. Dutzende schwerer Lastzüge, Autos, sogar ein Schiff wird im Schiff auf einem Anhänger verladen. So viele Leute. Brav mit Masken. Da können Kontrollen nur pro forma sein, zur Schau gestellt. Man tut so wie Kontrolle. In der Realität ist effiziente und echte Kontrolle unmöglich. Das meinen nur Dummköpfe, die sich diesen Blödsinn ausgedacht haben. Diese Idioten haben keine Ahnung. Die Echtheit der Testresultate und Impfpässe kann niemand kontrollieren. Man tut nur so. Die Dummen sind wie immer die Ehrlichen, die sich testen und impfen lassen für dieses Affentehater. Ich gehöre nicht dazu. Aber ich habe schöne Papiere, mit allem drauf was die Schauspieltruppe der Kontrolleure sehen will und was sie brauchen um sich zu bestätigen, dass es gut ist, dass sie hier sind. Oder so.

Bald ist es Mitternacht und richtige Partystimmung kommt auf in den abgescheuerten Sesseln auf dem Eco-Deck. Das Essensbuffet ist geöffnet. Alle sind wach. Ein angenehmes Geplapper erfüllt die Luft. Die Durchsagen hört man kaum. Ich sitze am Fenster in einem halbrunden Fauteuil, fünfzehn Meter hoch über dem pechschwarz unter mir glitzernden, wel-

ligen Meer. Es riecht nach Füßen und Kaffee. Wehe wenn mir jetzt jemand schräg kommt, dann ziehe auch ich meine Wanderschuhe aus! Aber mein Gegenüber, ein alleinreisender, hagerer, älterer Mann mit einer Art Babytatsche ist ganz nett.

Um 22.48 wird der Schiffsmotor gestartet. Der Saal erzittert im Takt der Zylinder. Es ist erstaunlich, dass die Unwucht der Zündungen nicht technisch beseitigt werden kann. Es ist ja kein Zweizylinder, sondern eher gegen Zwölf, oder mehr. Aber die Drehzahl ist wohl so tief, dass jede Zündung wie ein gewaltiger Hammerschlag spürbar ist.

Um 23.57 Uhr schiebt sich die schön bevölkerte und hell erleuchtete schwimmende Stadt langsam aus dem Hafen. Oder ist es der Hafen, der sich aus dem Schiff schiebt? Von hier aus schwer zu sagen. Möven begleiten die Bluestar bis zwei, drei Kilometer ausserhalb des Hafens. Dann drehen sie um. Ich nehme ein Paket Pistazien aus meinem Rucksack, lehne mich zurück und knabberne, während draussen die Lichter des Hafens, der Strassenbeleuchtungen und der Häuser in der Ferne entschwinden. Die Schalen der Nüsse gebe ich in eine leere PET-Wasserflasche. Nach einer Stunde hört das Geläuf auf und die geschäftige Aufgeregtheit und Nestelei der Menschen lässt merklich nach. Viele haben sich mit aufblasbaren Halskissen irgendwie in Stühle drapiert, geklappt, gefaltet und gedrückt, um die heranschleichende Langeweile wegzuschlafen.



Grafik der Bewegungsintensität der Passagiere an Bord der Bluestar 2.
 t = Zeit, a = Körperbewegung. Entschuldigen sie bitte die bisher unerklärlichen Bewegungen zurück in die Vergangenheit. Der Grund dafür ist vermutlich eine Art Schillern zwischen zyklischer und linearer Zeit.

DIE OPERATION - TEIL 3

ERINNERUNGEN VON PAUL UND MARIA. 2119 A.D.

Maria:

Wir wussten, dass wir etwas Besonderes sind. Nein, anders: Wir meinten zu wissen, dass wir etwas Besonderes sind. Paul und ich. Begabt mit unvorstellbaren Vermögen. Wir waren dafür vorgesehen das Unmögliche zu wagen. Aber nicht irgendeine langweiligen Flüge zum Mond oder Mars, Kinderkram, sondern wirklich etwas Neues, noch nie Gewagtes.

Paul und ich waren in der Antinatalistenszene sehr aktiv. Kinder zu haben war für uns das Böse schlechthin. Wie alle fortschrittlichen Transhumanisten sahen wir nur im technischen Fortschritt und in der Verbesserung des Menschen mit künstlicher Intelligenz einen Ausweg aus der Selbstzerstörung der Menschheit durch Überpopulation. Daran hat sich nichts geändert. Der Kampf gegen die Vitalisten hatte sich seit Beginn des 21. Jahrhunderts immer schärfer akzentuiert. Die Vitalisten wurden in belangloses Hinterland vertrieben und in die Bedeutungslosigkeit versenkt. Da wo sie hingehören. Ins Ahistorische.

Wir suchten in den vorwärts gerichteten Gesellschaftsschichten andere Kontinuitäten des Menschlichen, und bei einem Wiedergeburtseminar kam die Idee auf, die Reinkarnation nicht nur spirituell zu visionieren, sondern sie ganz real und praktisch durchzuführen, indem man den Kopf, also unser Bewusstsein, auf einen anderen, neuen, jungen Körper pflanzt.

Wir wussten seit der ersten Herztransplantation von 1967, dass nicht das Herz der Sitz der Persönlichkeit ist, sondern das Hirn. Paul und ich waren elektrisiert von dieser Idee. Paul war immer kompromisslos draufgängerisch und bereit sich voll zu investieren. Es gab einige Hightech-Firmen die sich mit dem Thema befassten, Spezialisten für Mikro-Chirurgie-Robotersysteme, die auf Niveaus arbeiteten, auf denen kein noch so guter Chirurg mithalten konnte. Es wurden komplexeste 3-D Analysen von Ner-

ven- und Blutbahnen entwickelt und Verfahren wie sie vollautomatisch verbunden werden können. Die Vorbereitungen dauerten Jahre und kosteten ein Vermögen, von dem ein Teil allerdings durch Börsengänge wieder eingespült und befeuert wurde durch massive Berichterstattung in den Medien. Als wir bereit waren unsere neuen Körper auszuwählen, das war Anfangs 2118, kamen wir zu dem Punkt, an welchem es zu spät war, um umzukehren.

Paul:

Wir wussten, dass eines der grossen Hindernisse sein wird, an einen gesunden, unverletzten kräftigen, jungen Körper heranzukommen, auf den man meinen Kopf verpflanzen könnte. Ich komme aus Schkg dem früheren Chicago und wollte als Weisser einen weissen Körper. Diese waren aber auf dem Markt sehr schwer zu finden. Für Organtransfers gab es einen funktionierenden Markt, weil für Nieren, Lebern, auch Herzen genug Transplantationsmaterial zur Verfügung stand, vor allem aus Asien, Südamerika und Afrika. Man hatte heraus gefunden, dass Organe aus sogenannten unentwickelten Ländern meist widerstandsfähiger und gesünder sind. Allerdings waren die Wege des Organhandels unklar und viel Mafia, Korruption und Auftragsmorde im Spiel. Darauf will ich jetzt nicht näher eingehen.

Seit durch die Mikro-Chirurgie Roboter auch schwierigste Organverpflanzungen immer besser gemeistert werden konnten, hatte sich eine Szene Superreicher entwickelt, die in eigenen Spitälern sich frische Organe verpflanzen liessen, wie andere sich beim Coiffeur die Haare schneiden lassen. Das Zentrum für solche Operationen lag in den Golfstaaten. Da wurden sogar eigene Transplantationskliniken für Halal-Organen gebaut, also solche, die von einem Mullah abgesegnet wurden. Kunden hatte es genug. Und die angegliederten Universitäten und Hightech-Industrien entwickelten in rasantem Tempo ein unglaubliches Knowhow, das für das Projekt der Kopfverpflanzung von höchster Wichtigkeit war.

Hier zeigte sich nun erstmals glasklar die unwiederlegbare Überlegenheit der Maschine gegenüber dem Chirurgen. Nicht nur an Präzision, Aus-

dauer und Kenntnissen, sondern vor allem deshalb, weil Maschinen keine Angst haben. Es ist ihnen im Grunde genommen egal, was sie zusammensetzen. Ein Stahlseil mit einer Schweißpistole oder ein Blutgefäss mit Skalpell und Mikronähfäden.

Das Technische war nicht das Problem. Man hatte Kopfverpflanzungen an tausenden von Schweinen, Hühnern, Hunden und auch Menschenaffen durchgeführt. Die Geräte waren erprobt, aber man wusste noch nicht, was mit dem geschieht, was nur wir Menschen haben: mit dem Bewusstsein und der Erinnerung.

Der Körper, den ich schliesslich auswählte, stammte von einer zwanzigjährigen Frau aus einem Vorort von Nwrk, dem früheren New York. Es hiess sie sei bei einem Überfall auf einen Wassertransporter als unbeteiligte Passantin mit einem Kopfschuss getötet worden. Sie hätte sonst keinerlei Verletzungen erlitten und wurde sogleich in einem nahegelegenen Krankenhaus vorbereitet und frei gegeben für die Aufpflanzung eines neuen Kopfes. In einigen Medien hiess es, dass es vielleicht ein Auftragsmord gewesen sei, weil die Versicherungsfirma bei Recherchen fand, dass die Frau erst eine Woche zuvor von ihrem Vormund, ihrer Mutter, für den Fall eines Unfalls als Organspenderin angemeldet wurde, ausdrücklich auch für die Ganzkörpernutzung bis zum dritten Halswirbel.

Schon eine Stunde nach dem festgestellten Hirntod der jungen Frau hatte ich das Aufgebot für den Start unseres Unternehmens erhalten. Da konnten wir nicht mehr viel überlegen. Bedenken hin oder her. Wir mussten da durch. Nie konnten grossen Dinge ohne Risiken errungen werden. Wir konnten der Menschheit helfen einen Schritt weiter zu kommen. Wir waren ja auch nicht die Ersten. Es gab schon einige erfolgreiche Kopfverpflanzungen, von denen ich und Maria zwei besuchen konnten, in Whn dem früheren Wuhan in China. Beide Frauenköpfe auf Frauenkörpern waren vital und blitzgescheit. Nur am Hals sah man, dass die Haut zu beiden Seiten des Schnittes einen etwas anderen Farbton und eine leicht veränderte Textur aufwies. Sie hatten keinerlei Behinderungen.

Erst nach meiner Kopfverpflanzung hörte ich aus alternativen Medien von einem Investigativjournalisten, der behauptete, dass ich der erste Überlebende einer Kopfverpflanzung bei Menschen sei. Die anderen, und damit auch die Frauen von Wuhan, seien Fakenews gewesen; von Chirurgieroboterfirmen verbreitet, um ihre Patente und Produkte zu verkaufen und die Börsenkurse zu pushen. Ich konnte es aber nicht nachprüfen, weil der Mann später nicht mehr auffindbar war. Ausserdem: Was hätte es gebracht. Es war ja bereits nach der Kopfverpflanzung. Und die war zum Glück gelungen.



Portrait der Körperspenderin

Anmerkungen zu diesem QR-Code siehe Seite 242

DER WEG, DER GEHT

Fünf Uhr dreissig frühmorgens. Ich döse auf der Bluestar-Riesenfähre bei der Abfahrt von Leros, der letzten Insel vor der Ankunft in Kos. Der schlafende Hafen zieht sich aus dem Schiff zurück. Langsam. Zuerst gleitet er unter dem zitternden Rumpf ab. Dann entfernt er sich und verliert sich wie ausgeknipst in der Nacht. Das Meer zieht stramm und kräftig vorbei wie ein stampfender Schaumteppich im Stehschritt. Unerbittlich. Immer schön der Reling entlang. Eine Insel nähert sich vom Horizont. Ein Gebirge, kahl und braun versengt. Und dann öffnet im Ufer ein Hafen seinen Mund, umzingelt mit seinen Lippen die Fähre. In friedlicher Absicht, wie mir scheint.

Das Schiff zieht sich unter meinen Füßen fort. Der Ausgang stülpt sich über meinen Kopf, ein Steg rutscht unter meine Beine, während das Kai zu mir herauseilt, damit ich nicht ins Wasser falle.

Ich höre auf mich zu bewegen. Aber es ändert sich nichts. Die Weg zieht weiter unter mir dahin und meine Füße schleifen schlaff auf dem Kies und schleppen eine kleine Staubwolke hinter sich her. Ich werde gegangen.

Das Tempo, das der Weg einschlägt ist angenehm. Mit den baumelnden und schleifenden Beinen geht es ganz leicht und ohne Anstrengung. Ich kann versuchen links oder rechts abzdrehen, aber das kümmerte den Weg nicht. Er geht weiter genau da durch wo er will. Ich finde dies belustigend und fröhlich und werde ganz locker und willenlos.

Der Weg scheint zu wissen, wo er hingeht. Zuerst vom Hafen aus an ein paar Häusern und Terrassen von Restaurants vorbei, wo Menschen sitzen und reden. Es duftete fein nach Fisch und Knoblauch. Dann zieht der Weg über Kies an ein paar Olivenbäumen vorüber in mehreren Kehren einen Abhang hinauf. Oben tritt mir ein weissen Haus entgegen. Die Türe kommt auf mich zu, schiebt sich über mich und ein Wohnzimmer stolpert vor meine Füße wo eine Frau auf einem ausladenden blauen Fauteuil sitzt: "Ah da sind sie ja! Wir haben sie erwartet."

"Dann wissen sie mehr als ich."

"So ist es."

"Wo bin ich denn?"

"Sie sind bei sich."

"Nein, ich meine, was das für ein Ort ist und was für ein Haus und Hafen wo ich angekommen bin?"

"Das Haus heisst BRKT der Hafen FLLA. Wissen sie jetzt mehr?"

"Nein."

"Ist nicht so wichtig."

"Sie wollten ja nicht hierher, sondern der Weg wollte hierher."

"Aha, der Weg?"

"Haben sie das nicht gemerkt?"

"Doch doch. Ich habe aufgehört meine Beine zu bewegen und der Weg ging trotzdem unter mir weiter voran und ich schleifte fröhlich meine Schuhe im Kies. Das war amüsant. Aus reiner Neugier versuchte ich einen eigenen Weg einzuschlagen, aber der Weg liess es nicht zu bis ich hier war."

"Ich gebe ihnen jetzt diese Flasche mit Wasser. Wenn sie sich vom Weg führen lassen wollen, dann trinken sie einen Schluck davon, oder schütten ein paar Tropfen davon auf den Boden und dann geht es los."

"Wohin los?"

"Sie werden es herausfinden."

Mit diesen Worten verschwindet die Frau und jetzt kann ich wieder selber gehen. Also marschiere ich mit meiner Flasche Wasser zum Hafen hinunter, wo ich hergekommen bin, und setze mich in eines der Restaurants wo schon viele Leute beisammen sitzen.

Ich finde ein Zimmer in Kos und arbeite an meinen Projekten etwa eine Woche. Sie können sich vorstellen, dass ich die Flasche oft ansehe und auch ab und zu von dem Wasser einen Schluck trinke. Schon bald aber scheint mir ich hätte dies nur geträumt.



DIE OPERATION - TEIL 4

BERICHT VON MARIA – 2119 NACH CHRISTUS

Für Paul hat die Sache zu kippen begonnen, als sich die Angehörigen der Person bei ihm meldeten, die den lebendigen Frauenkörper für Pauls Kopf geliefert hatten. Vor Gericht hatten sie erstritten, dass der Körper der Familie zurückzugeben sei, denn sie hätten ein besseres Angebot für eine Verpflanzung erhalten und es sei nie die Rede gewesen, den Körper für immer abzugeben – nicht an einen Männerkopf jedenfalls.

Man einigte sich schliesslich auf einen Mietvertrag. Aber wie eine Kündigung aussehen könnte blieb offen. Die Angelegenheit wurde immer abstruser. Paul kam mit seiner Identität nicht mehr klar. Ausserdem meldete sich nun die Versicherung, die für den Todesfall infolge des Kopfschusses aufkommen musste. Ihre Anwälte behaupteten, dass ein Versicherungsbruch vorliege, weil ja die Person, welche in der Todesfallpolice genannt wird, noch lebe und man davon ausgehe, dass es sich also lediglich um eine Verletzung handeln kann und nicht um einen Todesfall, solange der bedeutende Teil des Körpers noch lebe. Vor Gericht spielten sich Szenen ab wie in einem philosophischen Seminar in welchem es darum ging zu erörtern welcher Teil des Menschen als Sitz seiner Person gilt. Sein Körper mit Herz, Lunge, Leber und Verdauungsorganen, oder sein Kopf mit Hirn und Sinneszellen, Augen, Ohren und Nase.

Erstmal hätte ganz real der Zustand eintreten können, dass von einem Menschen plötzlich zwei Teile in separaten Individuen und unabhängig voneinanderleben können. Je mehr ich von solchen Dingen hörte, desto dankbarer war ich, meinen Körper behalten zu haben.

Paul war ein Psychatriefall geworden. Er strengte eine Reihe von Prozessen an gegen die Chirurgieroboterindustrie und gegen Chefärzte seiner Kopfverpflanzung. Da hatte er aber keine Chance, weil er auch als Multimilliardär gegen diese Kaliber nichts ausrichten konnte. Gleichzeitig profitierte Paul aber auch enorm von seiner psychiatrischen Internierung.

Ich habe mich in Melissa verliebt. Die lesbische Beziehung tat mir gut. Ich musste dann beim Sex nicht immer an Schwangerschaft und Kinder denken. Das tat mir gut. Männer ekelten mich nach und nach an. Ich hatte das Gefühl von ihnen ausgebeutet zu werden und gezwungen mit psychischem Stress zu einem Rollenbild, das ich nicht wollte.

Ich suchte nach einem Tätigkeitsfeld. In der Antinatalistenszene hatten wir beste Beziehungen zu Stiftungen, die alimentiert wurden von den hunderten von Millionären die kinderlos starben, vor allem ab 2050. Aber ich wollte nicht in Nobelfriedhöfe für Hunde und Katzen und auch nicht in den Raumflug zum Mars oder in Chirurgieroboter investieren, was die grossen Player waren. Ich war eher altmodisch.

Melissa und ich gründeten ein antinatalistisches Regenwaldprojekt in Afrika, wo wir dafür sorgten, dass garantiert keine Menschen mehr im Wald wohnen. Auch keine sogenannten Forest people. Und dann waren wir investiert in Missionsprojekte zur Sterilisierung und Impfung von Frauen in Äthiopien, Eritrea und Zentralafrika, wo wir in dreissig Jahren hunderte von indigene Stämme zum Aussterben brachten, wodurch wir die Stammesgebiete für unsere menschenfreien Regenwälder nutzen konnten. Für die sterilisierten Frauen haben wir als Belohnung superschöne Städte gebaut. Sie lebten da in Saus und Braus und weil in ihren Clans noch die matriarchalen Strukturen weiter bestanden, konnten sie auch ohne Kinder bestimmen, was mit ihrem Erbe geschieht. Die Männer waren da mal völlig raus aus dem Business. Das erleichterte unsere Arbeit. Viele waren sowieso schon nach Europa geflüchtet. Bei uns in Europa brachte das Sterilisieren der Frauen weniger, weil die Männer dann einfach andere Frauen, meist Ausländerinnen schwängerten und die Übernahme der Erbschaften nur zaghaft vorwärts ging, weil noch zuviele Kinder da waren.

Wir haben ja bei Paul gesehen, welchen Stress er hatte mit der Frage der Schwangerschaft, weil sein Kopf auf den Körper einer Frau verpflanzt wurde. Auf eine Unsterilisierte, wohlgerneht. Also ich will diese Geschichte vom Übel der Fruchtbarkeit gar nicht ausbreiten. Es ist einfach nur furchtbar und grauenhaft, was Paul tat. Unverzeihlich.



Sterilisierte Eingeborene

Anmerkungen zu diesem QR-Code siehe Seite 242

LEMON

LOGBUCH-EINTRAG 15.AUGUST 2021, KOS-STADT

Nach dem Aufstehen um 6.30 und dem ausgiebigen Bad im Meer an der Paralia Beach und nach dem Trocknen in der aufgehenden Sonne, spaziere ich in Badehose und T-Shirt zum Moscheeplatz Eleftherias und besuche das traditionsreiche Kaffee Lemon, das ich noch von meiner letzten Reisen her kenne. Ich esse eine Bougatsa mit Zimtzucker, das typische Frühstücks-Blätterteiggebäck, das mit einer Creme gefüllt und manchmal mit Honig serviert wird. Das antike Stadtor gleich nebenan wird immer noch mit Metall-Gerüsten gestützt. Es ist beim Erdbeben vor einem Jahr beinahe eingestürzt. Touristen strömen in die Stadt. Die Schiffe laufen aus für Piraten-, Glasboden-, Schnorchel-, Barbeque- und Inselfahrten. Es ist geschäftig wie in normalen Vorjahren. Auf der Strasse sieht man keine Leute mit Masken. Wenig Kinder.

Auf einem Nebentischchen an eine Säule angelehnt erspähe ich ein dickes Buch mit historischen Dokumenten aus der Zeit von 1912- 1948 in Kos. Ich kann leider zu wenig gut Griechisch, um den Titel zu entziffern. Der Kellner erklärt mir er heisse: "Vom Krieg zum Frieden". Es sind darin Berichte enthalten über die italienische und deutsche Besatzung der Insel Kos durch die Nazis von Hitler und Mussolini. Viele Juden wurden offenbar von Kos und anderen griechischen Inseln deportiert und den Vernichtungslagern in Deutschland zugeführt, vor allem Auschwitz. Auch nach dem Kriegsende wollten die Deutschen und Italiener ihren Dodekanesenbesitz nicht zurückgeben und ein blutiger Befreiungskrieg setzte ein, der drei Jahre dauerte und von vielen Greueln der Besatzungsmächte überschattet war. Warum weint die Sonne nicht, die dies alles sah?

Das Cafe Lemon gab es damals schon. Im Buch sehe ich viele Fotos von Einschusslöchern in der Fassade des Hauses mit den weiten Bögen, unter denen man heute gemütlich sitzt und Kaffee trinkt. Auf einem kleinen Holztischen vor mir steht ein aus Weidenzweigen geflochtener Korb

mit strahlend gelben Zitronen. Echten Zitronen. Nicht aus Plastik. Der Turm der nahegelegenen Moschee, ein Wahrzeichen von Kos, das vor zwei Jahren bei einem Erdbeben einstürzt war, ist noch nicht wieder aufgebaut. Es soll weiterhin Streit geben zwischen der Besitzerin des Turmes, der islamischen Gemeinde, und den christlich orthodoxen Stadtbehörden.

Ich schmiede Pläne für die Weiterreise. Was soll ich nach dem 22. August unternehmen? Ich habe ja nur noch für eine Woche das Zimmerchen in Kos im Hotel Catherine bezahlt. Und ich bin eigentlich froh, wenn ich von da weg komme, weil ich mich hier seelisch eingesperrt fühle. Ich entscheide bei Kaffee und Süßgebäck in einer Woche mit dem Katamaran-Schnellboot zur Insel Kalymnos zu fahren. Das Ticket kaufe ich gleich beim Reisebüro um die Ecke. Reservationen mache ich per Internet. Ich werde die erste Nacht in Kalymnos im Hotel Olympic verbringen und dann tags darauf mit einem Taxi auf die andere Inselseite nach Myrties fahren und von dort mit der Fähre zur kleinen Insel Telendos übersetzen.

Ich kenne auf Telendos bereits das Porto Potha Hotel, wo ich mich für zehn Tage einmiete. Dann ist mein Konto aufgebraucht und ich muss schauen, wie ich mit dem Rest des Bargeldes in die Schweiz zurück komme. Ein Schiffsticket von Kalymnos nach Piräus konnte ich noch kaufen. Nun fehlt nur noch ein günstiger Flug von Athen zurück nach Zürich. Weil meine Exfrau zweihundert Franken von meinem Postkonto abgehoben hatte - ohne es mir anzukünden, was mich ziemlich sauer gemacht hat, - habe ich jetzt nicht genug Geld, um via Online Banking ein Ticket zu bezahlen. Zum Glück gibt es hier Schwimmwesten gratis.



RETTUNGSBOOTE

- Matrose: Kapitän!
- Kapitän: Matrose? Du siehst verwirrt aus.
- Matrose: Beunruhigt.
- Kapitän: Was ist los?
- Matrose: Ich glaube wir sinken.
- Kapitän: Wie kommst Du darauf. Das Schiff ist auf Kurs und macht flott Fahrt.
- Matrose: Ja, schon. Wir sinken vielleicht nicht wirklich, aber die Stimmung ist jedenfalls so. Seit ein paar Tagen tut sich Seltsames an Bord.
- Kapitän: Sprich.
- Matrose: Vor einer Woche waren es erst Wenige, dann immer mehr.....
- Kapitän: Was denn? sprich frei. Es geschieht dir nichts.
- Matrose: ... mehr und mehr Männer der Besatzung sitzen in den Rettungsbooten.
- Kapitän: Weshalb?
- Matrose: Weil sie Angst haben.
- Kapitän: Wovor?
- Matrose: Dass wir sinken.
- Kapitän: Aber wir sinken doch nicht.
- Matrose: Noch nicht.
- Kapitän: Nicht noch nicht. Nur nicht: Das Schiff hat kein Leck und fährt normal.
- Matrose: Sie haben Angst, dass, wenn wir untergehen würden, zu-

wenig Rettungsboote für alle da wären. Und es also besser ist, dass man schon jetzt vorsorglich in den Rettungsbooten übernachtet.

Kapitän: Sie übernachten in den Rettungsbooten?

Matrosen: Ja, und jetzt wo nur noch zwanzig Prozent der Sitzplätze frei sind, gibt es Streit um die noch wenigen verbleibenden Plätze in den Rettungsbooten. Und es ist nicht weit bis eine Panik ausbricht.

Kapitän: Wollt ihr nicht warten mit der Panik bis es einen Grund dafür gibt?

Matrose: Ich schon, aber was sind das für Rettungsboote, die bereits voll sind? Es ist ja jetzt als gäbe es keine mehr, wenn alle besetzt sind. Und ich finde es gefährlich, wenn wir keine Rettungsboote haben.

Kapitän: Aber wir haben doch Rettungsboote.

Matrose: Aber die sind schon bald überfüllt, schon jetzt wo das Schiff wie sie behaupten – noch nicht sinkt.

Kapitän: Ich behaupte das nicht. Es ist so: Das Schiff sinkt nicht. Kapitän, Matrose? Oder haben sie irgendein Indiz dass das Schiff sinkt?

Matrose: Ja. Alle sitzen in den Rettungsbooten.

Kapitän: Ich glaube ihr spinnet. Abtreten Matrose! Ich werde das mit dem Schiffsarzt besprechen.

Wenig später:

Schiffsarzt: Sie haben mich rufen lassen, Kapitän?

Kapitän: So ist es .

Schiffsarzt: Dann ist es also wahr, dass wir sinken und es zuwenig Rettungsboote hat.

- Kapitän: Nein, hört mit diesem Quatsch auf. Das Schiff fährt ganz normal, hat kein Leck. Nur die Besatzung ist komplet durchgeknallt und offenbar der Schiffarzt auch schon infiziert von dieser Scheinpanik. Oder wie nennt man dieses Krankheitsbild?
- Schiffsarzt: Also entschuldigen Sie Kapitän, aber was soll ich denken, wenn alle Rettungsboote voll besetzt sind. Da ist es doch naheliegend davon auszugehen, dass das Schiff sinkt.
- Kapitän: Erstens ist es nicht naheliegend und zweitens sinkt das Schiff erst wenn es sinkt. Oder nicht? Ist das eine Nervenkrankheit, oder was?
- Schiffsarzt: Jedenfalls etwas Neues, wir mir scheint. Etwas Ähnliches habe ich noch nicht gesehen in meiner bisherigen Karriere. Dann behaupten sie also, dass das Schiff nicht sinkt?
- Kapitän: Ich behaupte es nicht. Es sinkt nicht. Oder sehen sie etwas anderes, als dass wir bei vollen Segeln bei prächtigem Sonnenschein und wolkenlosem Himmel übers glatte Meer fahren.
- Schiffsarzt: Ich kann das nicht beurteilen. Ich bin kein Seemann ich bin nur Schiffarzt.
- Kapitän: Dann übernachteten sie also auch schon in den Rettungsbooten?
- Schiffsarzt: Nicht direkt. Ich wollte nur mal nachschauen, was die anderen da machen und bin dabei eingeschlafen.
- Kapitän: Aha. Ich gebe ihnen genau zwei Stunden. Dann möchte ich von Ihnen hören, wie sie gedenken die Geistesverwirrung der Besatzung zu behandeln.
- Offizier: Offizier !
- Offizier: Zu Befehl, Kapitän!
- Kapitän: Lassen sie alle Rettungsboote räumen. Jeder nächtigt an seinem Platz unter Deck wie immer. Zuwiderhandelnde werden ausgepeitscht. Zwölf Hiebe mit der Achtschwän-

zigen Katze. Sofort ausführen!

Offizier: Aie, Aie, Käptn!

Wenig später:

Schiffsarzt: Kapitän!

Kapitän: Kommt rein Schiffsarzt. Ich bin gespannt was sie zu berichten haben.

Schiffsarzt: Wir haben herausgefunden, dass die Patienten Angst haben, dass das Schiff untergeht und es zuwenig Plätze in den Rettungsbooten hat.

Kapitän: Das wussten wir schon. Dafür hast du zwei Stunden gebraucht? Ausserdem hat es nicht zu wenig Plätze. Es sind nur einfach keine Luxuskutschen, diese Rettungsboote. Es müssen darin ja nicht alle sitzen.

Schiffsarzt: Ja, schon, aber wir müssen doch etwas gegen die Angst machen und die kann man mit Fakten, Infos und Aufklärung nicht behandeln. Die Angst will nicht glauben.

Kapitän: Das ist mal ein kluger Satz den sie gesagt haben. Weiter so.

Schiffsarzt: Wir sind auf eine geniale Idee gekommen.

Kapitän: Wer sind wir?

Schiffsarzt: Ich hab das mit unserem wissenschaftlichen Expeditionsbegleiter besprochen. Der kennt sich aus mit Mäusen und Affen. Er hat ein halbes Semester Verhaltensbiologie besucht.

Kapitän: Ich bin ganz Ohr.

Schiffsarzt: Psychische Krankheiten kann man mit normalen Medikamenten nicht kurieren. Das heisst, es gibt ja schon gewisse Mittel, aber diesmal müssen wir etwas radikal Neues ausprobieren. Wir haben an eine Therapie gedacht; eine Art Dres-

sur. Man muss die Leute belohnen, damit sie Dinge gegen ihren Willen zu tun.

Kapitän: So so. Belohnen. Sie wollen Geld verschenken?

Schiffarzt: Viel besser. Wir wollen mit Ihnen Geld verdienen.

Kapitän: Jetzt wird es spannend.

Schiffarzt: Wir bieten eine Proforma-Impfung an gegen die Untergangs-Angst. Und wer zweimal geimpft ist erhält ein Zertifikat, dass er einen garantierten Sitzplatz in einem Rettungsboot erhält.

Kapitän: Wie impft man proforma?

Schiffarzt: Es ist eine geheimes Rezept auf Basis von Jamaika Rum. Das verstehen die Patienten.

Kapitän: Wozu aber das Theater mit der Proforma-Impfung. Man könnte ihnen doch auch so einfach Zertifikate verkaufen.

Schiffarzt: Das ist zu durchsichtig. Sie würden es merken, dass man sie abzockt. Damit es so aussieht als sei es eine wichtige Hilfsaktion, werden wir alle, die wollen gratis impfen.

Kapitän: Und wer soll das alles berappen?

Schiffarzt: Das kommt zunächst aus der Schiffskasse. Aber das kostet nicht so viel. Wir machen Fifty-Fifty: Die Hälfte an uns und die Hälfte an den Kapitän.

Kapitän: Aber dann fehlt Geld in der Kasse für Reparaturen, Lebensmittel, Wasser Munition und um die Matrosen zu bezahlen.

Schiffarzt: Es ist ja nur vorübergehend, bis sich alle beruhigt hat. Die Investition lohnt sich und wenn sie, Kapitän, mitmachen, lohnt es sich auch für sie.

Zwei Tage später

Offizier: Kapitän!

Kapitän: Offizier, treten sie näher. Was gibts?

Offizier: Es wird immer schwieriger die Mannschaft unter Kontrolle zu halten.

Kapitän: Was heisst schwieriger?

Offizier: Die Impfung geht vorwärts, aber zu langsam. Die Geimpften sind zwar ruhig und folgsam geworden, aber die Ungeimpften werden immer lästiger.

Kapitän: Was heisst lästiger. Erzählen sie! Muss ich ihnen alles wie Würmer aus der Nase ziehen? So spricht doch!

Offizier: Also, das Problem ist, dass man gehört hat, dass von den zehn Rettungsboote zwei verkauft wurden. Man munkelt wer sie gekauft hat. Jedenfalls gibt es jetzt nur noch acht Boote und bald sind mehr geimpft als darin Platz haben. Und die Ungeimpften verlangen Gleichbehandlung mit den Geimpften. Ausserdem würden sie, die Ungeimpften, die Schiffskasse schonen, weil sie sich nicht impfen lassen, und weil sie keine Angst haben, weil sie sehen dass das Schiff ja noch gar nicht sinkt und

Kapitän : .. dass es nicht sinkt. Nicht allein reicht. Nicht "noch nicht", bitte!

Offizier: .. dass das Schiff ja nicht sinkt und es also gar keinen Anlass gibt mit Impfungen ein Zertifikat für einen garantierten Sitzplatz im Rettungsboot zu ergattern.

Kapitän: Dann gibt es also doch noch Gesunde, die vernünftig denken?

Offizier: Man kann das schon sagen, ja, denn sie sagen auch, dass das Erste was sie machen, würden, wenn das Schiff sinkt, sei, dass sie versuchen werden es zu flicken und nicht bloss tatenlos in den Rettungsbooten hocken und zuschauen wie die Kameraden untergehen, die das Schiff retten wollen.

Kapität: Das tönt mutig und vernünftig. So denken normale Seeleute.

- Offizier: Aber es nützt nichts. Denn wenn die Mehrheit krank ist, ist das Kranksein normal und dann ist eben die Minderheit der Gesunden krank.
- Kapitän: Aber die gesunden Ungeimpften sagen doch nur, dass sie keine Angst haben davor, dass das Schiff sinkt, weil sie wissen dass es nicht stimmt.
- Offizier: Und wer hat die zwei Rettungsboote gekauft, die nun zugedeckt sind? Und warum gerade die Rettungsboote. Sie hätten den Geldgebern ja auch einen der beiden Anker verkaufen können, oder das Ersatzsegel.
- Kapitän: Ich musste die Rettungsboote an den Schiffarzt und den Wissenschaftler verkaufen, weil sie am meisten Geld hatten und ich damit die Impfungen bezahlen kann. Die Kasse war so alarmierend leer, dass ich dringend neues Kapital brauchte. Aber ich will, dass sie darüber Stillschweigen bewahren. Verstanden!
- Offizier: Verstanden.
- Schiffsarzt: Kapitän!
- Kapitän: Was ist, Schiffsarzt?
- Schiffsarzt: Die Impfung gegen den Untergang ist zwar ein voller Erfolg, aber wir brauchen eine dritte Impfung.
- Kapitän: Wozu das? Wirken die ersten beiden nicht?
- Schiffsarzt: Wir haben jetzt mehr Zertifikate als Plätze in den Rettungsbooten, also müssen wir sagen, dass man noch eine dritte Impfung und ein neues Zertifikat braucht, damit wir Zeit haben, um zu überlegen.
- Kapitän: Was überlegen?
- Schiffsarzt: Wie wir mit der neuen Angst umgehen.
- Kapitän: Welche neue Angst?

- Schiffarzt: Wir haben herausgefunden, dass die Geimpften jetzt zwar keine Angst mehr haben vor dem Untergang, aber umso mehr Angst davor haben keinen Platz im Rettungsboot zu kriegen. Sie fordern deshalb, dass man die Ungeimpften über Bord wirft. Es hat schon wüste Szenen gegeben. Und nun haben sogar die Ungeimpften Angst.
- Kapitän: Stimmt das, Offizier?
- Offizier: Ja ich wollte es ihnen gerade berichten.
- Kapitän: Zum Geier mit diesen Idioten! Lasst sie alle bei Sonnenuntergang, antreten. Ich werde eine kurze Rede an sie halten. An alle. Wenn einer dann noch in einem Rettungsboot hockt oder schwänzt wird er gekielholt.
- Offizier: Aie, Aie, Käptn.

Sonnenuntergang. Alle an Deck. Links die Geimpften. Rechts die Ungeimpften. Zwischen ihnen eine Bruchlinien von einem Meter Breite. Der Kapitän auf der Kanzel. Zornig.

- Kapitän: Leute! Meine Botschaft ist kurz. Egal ob ihr euch impft oder nicht. Unser Ziel ist nicht, dass jeder einen Sitzplatz in einem Rettungsboot hat, sondern unser Ziel ist was ???

Kunstpause. Gemurmel.

- Kapitän: Unser Ziel ist, dass unser Schiff nicht sinkt. Habt ihr das verstanden? Unser Ziel ist, dass unser Schiff nicht sinkt.
- Matrose 1: Und weshalb ist der Kapitän nicht geimpft?
- Matrose 2: Weil er ein Rettungsboot gekauft hat! Das dritte ist nämlich jetzt auch zugedeckt.

- Kapitän: Wir brauchen doch Geld für die Impfungen und
- Matrose 3: Die Ungeimpften wollen unser Schiff versenken, damit sie die Geimpften in den Rettungsbooten los werden....
- Matrose 4: aber sie tun dann nur so, als ob das Schiff sinkt und fahren nachher ohne uns davon, weil wir ja dann in den Rettungsbooten auf dem Meer schwimmen.
- Kapitän: Ach Quatsch das sind doch alles Verschwörungstheorien. Wollt ihr behaupten, dass ich mein Schiff versenken will, um Euch in den Rettungsbooten los zu werden? Ihr spinn!t!
- Matrose 5: Ja, dann spinnen wir halt.
- Matrose 6: Aber das lassen wir uns nicht gefallen, dass man wegen uns unser Schiff versenkt.

Allgemeiner Tumult. Eine Gruppe geimpfter Offiziere mit einer Schar geimpfter Matrosen gehen auf den Kapitän los. Nehmen ihn gefangen. Einer der Offiziere erklärt sich zum neuen Kapitän. Es läuft alles ein bisschen zu glatt für eine spontane Meuterei. Da wurde offenbar schon etwas vorbereitet. Oder einstudiert. Neben dem neuen Kapitän stehen gleich die geimpften Offiziere, der Schiffsarzt und der Wissenschaftler.

- Kapitän: Leute, ich bin euer neuer Kapitän. Ihr wisst, dass ein Schiff nur zu führen ist, wenn alle in der Besatzung zusammen stehen. Wir fordern also die Ungeimpften auf, sich nun unverzüglich auch zu impfen. Die übrigen werden wir mit dem Ex-Kapitän morgen früh aussetzen auf einer Insel. Und danach ist dann aber Ruhe und wenn noch einer muckt gibts Ärger. Wir sind ja dann alle geimpft mit Zertifikat und so ist auch kein Untergang mehr zu befürchten. Und wenn die Ungeimpften weg sind hat es auch wieder bedeutend mehr Platz in den Rettungsbooten.

Bravorufe. Einige der Ungeimpften strömen zum Impfzentrum. Einige wenige stellen sich zum Ex-Kapitän. Am nächsten Morgen werde sie auf einer Insel ausgesetzt.

Zwei Tage später auf hoher See.

Matrose: Kapitän!

Kapitän Was ist?

Matrose: Es fehlt ein Rettungsboot und fast aller Proviant.

Kapitän: Und wer ist damit abgehauen?

Matrose: Der Schiffsarzt und der Wissenschaftler.

Kapitän: Wir tun als sei nichts gewesen, Es sind ja jetzt alle geimpft.

Zwei Tage später auf hoher See.

Matrose1: Hat jemand den neuen Kapitän gesehen!

Matrose 2: Und wo sind die Offiziere hin?

Matrose 3: Hat jemand das Rettungsboot gesehen, das seit heute Nacht fehlt?

Schiffspfarrer: Kollegen. Macht euch keine Sorgen. Es ist besser, dass sie alle abgehauen sind. Und lasst uns die Sache einmal ganz cool und vernünftig anschauen. Wer war denn Schuld an unserem Elend, in das wir geraten sind?

Verwundertes Schweigen. Andere Matrosen treten zur Gruppe um den Schiffspfarrer.

Schiffspfarrer Man wird sagen, dass der Anlass war, dass viele von uns aus Angst vor dem Untergang des Schiffes schon in den Ret-

tungsbooten sassen. Stimmts?

Matrosen: Ja, richtig, So hat es angefangen.

Schiffspfarrer: Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Schuld sind in Wirklichkeit die Rettungsboote, weil sie uns glauben machten, es gäbe eine Rettung vor dem Untergang. Wie wir sehen ist das Gegenteil eingetreten. Es wurde immer nur schlimmer wegen den Sitzplatzstreitigkeiten.

Matrosen: Und weiter? Was jetzt?

Schiffspfarrer: Uns kann ja nichts mehr geschehen, weil wir alle geimpft sind. Und die Rettungsboote brauchen wir auch nicht, weil unser aller Rettungsboot ja dieses schöne Schiff ist, das nicht sinkt... und das nun wie durch ein Wunder uns Matrosen gehört, den geimpften Matrosen. Also lasst uns feiern, dass wir endlich frei sind.

Matrosen: Ja, endlich Freiheit!

Schiffspfarrer: Wir sind gerettet. Gott sei Dank!

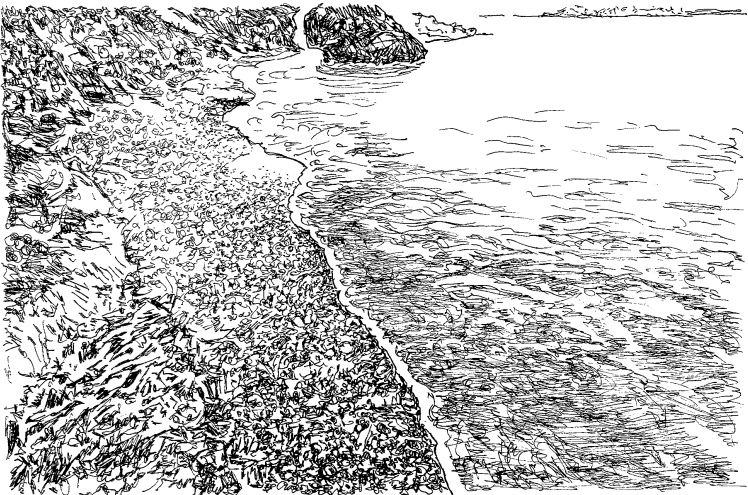
Zum Zeichnen des Dankes und unserer Zuversicht werden wir nun alle unsere Rettungsboote anzünden, eine Party machen und nur eines der Rettungsboote hübsch bunt und golden anmalen als unser kleines Heiligtum. Mit Kerzen dran und Glitter und einer schönen Fahne und bronzener Glocke. Das soll uns erinnern an unseren Sieg über die Angst.

Eine feierliche Stimmung ergreift die geimpften Matrosen und so wie es der Schiffspfarrer sagte wird es getan. Es wird ein sehr hübsches vergoldetes Schiff gebaut aus dem verbleibenden Rettungsboot. Das Feuer mit den Planken der anderen Boote brennt lange und der Rest des Rums tut seine Wirkung.

Am nächsten Morgen.

- Matrose1: Hat jemand den Schiffspfarrer gesehen?
Matrose2: Hat jemand das goldene Rettungsboot gesehen?
Matrose3: Was sind das für knirschende Geräusche?
Matrose2: Es sind die Nagegeräusche der Schiffswürmer.
Matrose4: Es läuft schon Wasser ins Unterdeck.
Matrose3: Verdammte Schiffswürmer!
Matrose1: Zum Glück können wir nicht untergehen.
Matrose2: Wir sind ja geimpft.
Matrosen: Halleluja.

Das Schiff wurde später nicht mehr gesehen. Die Insel der Ungeimpften wird gemieden. Die Bewohner sind dankbar.



VORHANG NUMMER 2

KOS-STADT, HOTEL CATHERINE, ZIMMER 21

In meinem winzigen Zimmer gibt es einen bodenlangen Vorhang vor einer Glas-Schiebetüre, die auf einen sinnlosen, symbolischen Balkon führt, zu einem lichtlosen Innenhof; einem hohen, trostlosen, geweißelten Gebäudekamin ohne Pflanzen.

Der gezogene Vorhang ist fast faltenlos aus einem rauchgrauen seidenglänzenden Stoff genäht, mit einem eigenartigen Muster. Das Dekor besteht aus handtellergrossen, kreisrunden Flächen in zwei Farben: Silber und Kupfer. Die runden Zeichen sehen von weitem aus wie Stammquerschnitte mit Jahresringen. Die Ringe aber sind nicht konzentrisch, sondern eher wie mit einem breiten Stift freihändig schwungvoll kreisend, unregelmässig gezeichnet, manchmal auch überschneiden sich die Linien. Vielleicht würde man solche Objekte als Piktogramme von Wollknäueln bezeichnen. Silbrige und Kupferne.

Die Wollknäueldekors sind locker in horizontalen Linien angeordnet über die ganze Höhe des Vorhangs; nicht aber etwa nebeneinander, sondern immer paarweise übereinander; immer ein silbriges und ein kupfriges Wollknäuelrund leicht verschoben über das andere gelegt.

Seltsamerweise befindet sich einmal der kupferne Knäuel über dem silbrigen und das andermal umgekehrt; verdeckt der silbrige einen Teil des darunter liegenden kupfernen Knäuels. Der verdeckte Knäuel bleibt aber immer durch den darüber liegenden hindurch sichtbar; wie zwei halbtransparente Planeten, die einmal vor und einmal hinter ihrem Schwesterplaneten fast in Konjunktion sind. Die Überschneidungen der Planeten sind geometrisch immer exakt gleich: Der Rand des einen Knäuels berührt den Mittelpunkt des anderen Knäuels. Damit zeigen sich also gleichsam zwei gleich grosse Planeten, die immer genau gleich übereinander liegen. Einmal lässt der Kupferplanet vom Silberplaneten eine Halbsichel hervor schauen und umgekehrt. Immer sind die Sichel zunehmend.

Mir fiel bei genauerer Untersuchung auf, dass die Dekors nicht übereinander gedruckt wurden, sondern aus Fäden gewoben sind, die im gan-

zen Stoff mitlaufen. Die Kupfer- und Silberfäden schimmern nicht metallisch, sondern seidig.

Ich deute das Dekor als Mond vor Venus und als Venus vor Mond, wobei ich weiss, dass Letzteres in astronomischem Sinne von der Erde aus unmöglich ist. Zweifellos gibt es im Weltall Punkte und Zeiten, von denen aus die Venus vor dem Mond stehen könnte, aber ich kann nicht sagen, wo dies ist und es interessiert mich astronomisch nicht. Die Erkenntnis, dass es geometrisch-mathematisch betrachtet solche Punkt theoretisch gibt, hat sich für mich als Bedeutung schon erschöpft.

Das Vorhangdekor hat eine klar eine astrologische Bedeutung. Es scheint um den kosmisch-praktischen Bezug zwischen den Lebensaspekten Venus und Mond zu gehen. Also um uns Menschen. Und um die Spannung und den Unterschied von Venus über Mond und Mond über Venus. Aber auch in dieser Thematik kenn ich mich zu wenig aus und ich muss wohl Thomas bitten, das Thema zu erhellen. Wie fast in jeder Fragesituation dürfen wir uns also auch beim Dekor dieses Vorhanges fragen, ob uns die abstrakt-mathematisch-technische Frage mehr interessiert, oder die lebendig-erzählerisch-vitalistische. Oder anders: Welche Antwortseite in uns über der jeweils anderen liegt. Und welche Auswirkungen dies auf unser Lebensgefühl hat.

Der Trägerstoff des Vorhangs ist gräulich, nicht beige. Es ist ein warmes, freundliches Grau. Ich habe mich gewundert weshalb man bei der Herstellung eines simplen Vorhangstoffes soviel Aufwand betrieben hat, einmal den silbernen Mond vor und einmal hinter den Kupferplaneten zu platzieren. Wer der Gäste dieses Zimmers sieht schon den Unterschied?

Das Dekor ist wie bei einem Teppich nur auf einer Seite des Vorgangstoffes sichtbar; zur Innenseite des Zimmers hin. Auf der Rückseite laufen Träger- und Dekorfäden zusammen und mischen sich zu einem ausgeglichenen flächigen Farbton. Das Dekor ist so unscheinbar und spektakulär zugleich, weil sich der tiefe und klare Zauber des Vorhangs erst durch geduldige Zuwendung entfaltet. Den Vorhang liess ich die ganze Woche meines Kos-Aufenthalts gezogen; vielleicht wegen dem Dekor, vielleicht aber wegen der unwirtlichen, verbauten und himmellosen Aussicht dahinter.

BITTERORANGEN

LOGBUCHEinTRAG 17.AUGUST 2021, KOS-STADT.

Tagwache um sieben Uhr früh. Baden im Meer am Paralia Strand. Es findet sich ein Grüppchen älterer Frauen zusammen. Sie stehen in den ersten Sonnenstrahlen des Morgens bis über die Brüste im Wasser, lachend und plaudernd. Auch ein älterer Herr ist dabei. Es sind Einheimische. Sie scheinen sich alle zu kennen. Man merkt, dass sie sich hier wohl und zuhause fühlen. Die Sonne steht um Neun schon hoch am Himmel. Grosse Schiffe brummen heran und legen an. Ich mache mich bereit, um die Ruinen der Metropolis zu durchkämmen auf der Suche nach dem Bilsenkraut. Das ist ein Auftrag von Thomas. Er will, dass ich ihm Blüten des Schwarzen Bilsenkrautes, *Hyosciamus niger*, bringe für eine homöopathische C4 Verreibung. Es ist eine uralte halluzinogene Kulturpflanze der Menschheit. Sie soll auch in den Riten des Orakels von Delphi eingesetzt worden sein.

Das Trümmerfeld des grossen Aphroditetempels kenne ich von früheren Reisen. Es sind nur noch Fundamente vorhanden. Die vielen Erdbeben haben keinen Stein auf dem anderen gelassen. Was locker war, haben die Kreuzritter für ihre klotzigen Bunkerfestungen abtransportiert. Sie sind ihrerseits bereits wieder daran zu zerbröckeln. Die Eingangstore zur archäologischen Stätte sind mit Kette und Vorhangschloss verriegelt. Öffnungszeiten sind von neun bis neunzehn Uhr täglich, ausser dienstags. Und heute ist Dienstag.

Ich spaziere aussen rum und schaue ab und zu über den rostigen Einfassungszaun in das zwei Hektar grosse antike Stadtruinenfeld. Es wird gepflegt wie ein Friedhof. Männer mit Rasentrimmern machen Lärm und halten das Gras zwischen den Steinen und Aluminium-Erklärtafeln kurz. Blumen braucht man keine zu bringen. Die gibt es von Mutter Natur geschenkt in grosser Fülle und Farbenpracht. Inklusive Schmetterlinge, Eichhörnchen, Vögel, Grashüpfer und Katzen.

Ich trinke eine Tasse Capuccino im Neratzia, das romantisch versteckt grad neben dem alten Gerichtsgebäude und der Polizeistation liegt. Die Tischen des Kaffees stehen im Freien unter zwei mächtigen Ficus benjaminia Bäumen. Das Neratzia war vor einem Jahr, als ich als einziger Tourist in Kos war, das Ausnahme Kaffee, das immer geöffnet war. Gerichtstermine gibt es eben auch während dem Lockdown.

Neratzia heisst Bitterorange, auch Naraja, Nareng, Orange. Die Johanner Kreuzritterburg die vom 12. bis 14. Jahrhundert besetzt war, heisst ebenfalls Neratzia. Gut möglich, dass sich damals in der Festung eine Orangerie befand. Die Bäume beim Kaffee Neratzia sind aber keine Bitterorangen, sondern Birkenfeigen, oder Würgefeigen.

1933 bei einem verheerenden Erdbeben wurde die Stadt Kos fast dem Erdboden gleich gemacht. Ich nehme an, dass die beiden Birkenfeigen vor dem Neratzia damals beim Wiederaufbau gepflanzt wurden. Sie wären damit etwa neunzig Jahre alt, die Generation meiner seligen Eltern. Auch der berühmteste Baum von Kos, die Platane des Hippokrates, wurde damals schwer verletzt und die Umgebung des lebendigen Baumdenkmals musste neu gestaltet werden. Der elegante osmanische Brunnen mit den sieben Säulen wurde 2017 beim Erdbeben zerstört und bisher nicht wieder aufgebaut.

Die Moschee mit der Koranschule und dem Badehaus ist baufällig, geschlossen. Um das bedrohlich verwundete Minarett ist ein gewaltiges Metall-Stützskelett angebracht. Die Arbeiten machen seit Jahren keine Fortschritte. Man begnügt sich damit ein paar Zäune um den bröckeligen Bau zu ziehen, und ein paar Warnschilder anzubringen. Das macht den Anschein von Ordnung und beruhigt: Wir kümmern um das Chaos.

Man schämt sich zuzugeben, dass Dinge, auf die man stolz ist, kaputt gehen dürfen, wenn man deren Untergang nicht verhindern kann. Verzweifelt zäunt man den Zerfall ein, oder schildert die eigene Unfähigkeit ihn aufzuhalten ab. Selbst Ruinen zerfallen. Hört das nie auf? Eine stumme Verzweiflung rostet in diesen Gerüsten vor sich hin. Selbst das Tröstliche und das Herbstliche des Niedergangs geht mit ihnen noch unter. Was ist mit all den Denkmälern, wenn sogar der Denkmalschutz verwelkt?

EIN BAUM AUF DER INTENSIVSTATION

LOGBUCH-EINTRAG 17. AUGUST 2021, KOS-STADT.

Nur wenige Schritte ist es vom Kaffee Neratzia bis zur Platane des Hippokrates, dem vielleicht berühmtesten, lebendigen Baumdenkmal des Abendlandes. Vorfahren dieses Baumes sollen schon zu Lebenszeit von Hippokrates hier gewurzelt haben. Vor 2500 Jahren. Der grosse Arzt und Begründer der modernen Medizin, der in Kos geboren wurde, und hier gearbeitet und gelehrt hat, soll im Schatten des Baumes Patienten behandelt und Lehrseminare abgehalten haben. Dies ist aber vermutlich eine Legende, denn Hippokrates war ein Asklepiade, ein Heilschlaftherapeut, der eher im nur vier Kilometer entfernten Asklepieion von Kos Patienten empfing. Die Platane muss man sich als Gerichtsbaum der Stadt Kos vorstellen. Der Baum wurde in den 1820er Jahre auch dazu benutzt Aufständische zur Abschreckung aufzuhängen.

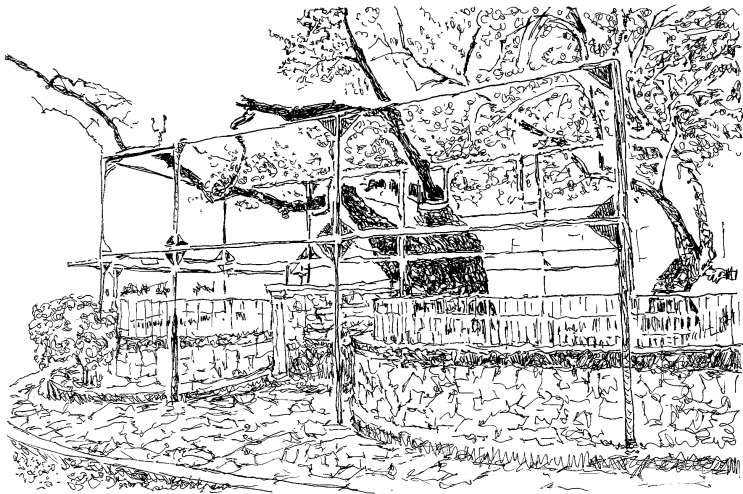
Die Baumgruppe, wie sie sich uns heute präsentiert, besteht aus drei Teilen: Der Rest eines riesigen Baumstumpfes ist das älteste Stück. Zwei jüngere Stämme sind wohl bereits Nachfahren der greisen Platane. Vom Stamm des Urbaumes ist praktisch nichts übrig geblieben. Nur ein windschiefer Paravent aus offener Rinde mit ein bisschen Holz dran, das mit rotbrauner Paste beschmiert wurde; ein leeres Haus aus Borke, dem eine Wand fehlt.

Laut Wikipedia soll die Platane, die jetzt noch aus einer 10-15cm dicken Rindenhülle besteht, ursprünglich vier bis fünf Meter Durchmesser gehabt haben und schätzungsweise 500 Jahre alt sein. Das heisst, dass seit der Geburt von Hippokrates vor 2500 Jahren eine lange Folge von vielleicht fünf bis zehn Generationen von Platanen an dieser Stelle am Leben erhalten wurden, während wir heutigen Menschen rund hundert Generationen von Hippokrates entfernt sind.

Bäume wandern Jahr für Jahr nach aussen. Der Ort, wo früher der junge Baum stand, ist frei gegeben, weil sein Holz längst vermodert ist und nur die Rinde mit den jüngsten Jahrringen in den Raum hinaus wächst, bis

schliesslich das hohle, morsche Haus in einem Sturm zusammenbricht. Die Platane des Hippokrates steht unter strenger medizinischer Beobachtung. Man will den Baum erhalten und hat ihn daher eingepfercht in ein hässliches Gerüst, um seine letzten sterbenden Äste zu stützen. Die öffentlich installierte Intensivstation für den Baumgreis ist mitleiderregend: Verdorrte, nackte, abgestorbene, altersschwache, gichtig verkrüppelte Äste in einem technoziden Gerippe aus Stahlrohren. Das meiste Laub ist jetzt im August schon abgeworfen. Der für Europas Gesundheit bedeutendste Baum liegt im Sterben. Statt dass er in seinem Schatten noch Kranken Schutz bieten kann, wird er weggesperrt, zur touristischen Begaffung frei gegeben und zu Tode geschützt.

Ich nähere mich dem kunstlosen Brunnen mit einer osmanischen Inschrift. Er ist lieblos mit einem nackten verzinkten Klempnerrohr und einem billigen Industrie Absperrventil ausgerüstet. Ich bin erstaunt, dass tatsächlich Wasser fliesst. Aber die Idee, von ihm als Andenken etwas mitzunehmen, verduftet rasch im deutlichen Chlorgeruch der Flüssigkeit.



Nachdenklich spaziere ich durch Spalier von blühendem Oleander zum Strand, um zu baden. Es ist Nachmittag. Eine Entdeckung muntert mich da auf: Leute lesen Bücher. In meinem Blickfeld von etwa zwanzig Personen, die auf Liegen unter den Schirmen ruhen, sind vier in eine Lektüre vertieft. In echte Bücher! Es gibt also noch Hoffnung. Das fröhliche Geschrei von Kindern mischt sich mit dem Beat einer Techno-Shisha-Bar, dem Gemurmel von Stimmen und dem Brummen von Motoren von Segelschiffen, die in den Hafen einlaufen. Ihre Segel sind nur Dekor. Palmen wedeln ihre Blätter im Wind, Sonnenschirmfransen flattern. Das Tischtuch an meinem Tisch, wo ich soeben Rocketsalat mit Parmesan und geräucherter Makrele gegessen habe, heisst Mars-Tissue und besteht aus weissem Papier mit einer Flechtprägung, einer Bordüre aus Olivenzweigen und einem Dekor mit bauchiger Glasflasche mit Olivenöl und Korkzapfen in den vier Ecken. Darunter liegt ein grob grau-türkis kariertes Stofftuch. Die Klammern, die das Papiertuch festhalten heissen "Rostfrei, 18/8". Dabei ist doch heute erst der 17.8. Was ist das für ein Geräusch, wie wenn man ein nasses Wäschestück auf einen Felsen schlägt? Zwei Jungs haben mit der Harpune einen Tintenfisch gefangen und klatschen ihn seit zehn Minuten auf einen Stein, um sein Fleisch weich und zart zu schlagen.



Touristen am Strand von Kos mit angeschwemmten Rettungswesten von Flüchtlingen. Nach einem Pressebild von 2018.

DIE OPERATION - TEIL 5

MARIAS ERINNERUNGEN – 2119 NACH CHIRSTUS

Die Erinnerung an Paul und seine Kopftransplantation haben mich schwer belastet. Nur einmal habe ich Paul in seiner psychiatrischen Anstalt besucht. Sie lag in einem schicken Downtown; ein gewaltiges Hochhaus aus Stahl und Glas. Paul arbeitete da in seinem eigenen, prunkvollen Büro mit Vorzimmerdame. Sie war die behandelnde Ärztin, oder Oberschwester. Paul lebte da in der therapeutischen Rolle des CEO eines Investmentfonds. Aus psychiatrischen Gründen musste man sich genau an die Besuchervorschriften halten. Mir schien, dass es Paul da recht gut ging. Das Narrativ, welches er lebte - als bedeutende Person mit Erfolg, Geld und Untertanen -, liessen ihn das Drama seiner Gespaltenheit vergessen. Im Vorgespräch wurde mir mitgeteilt, dass man sich mit den Patienten nur über Geld, Investments, Luxus, Uhren, Yachten und über Kunst und Medien unterhalten soll. Nichts Persönliches. Paul wurde in der Gewissheit gehalten, dass er sein verspieltes Imperium wieder zurück erhalten hatte. Nichts in dieser psychiatrischen Anstalt vermittelte auch nur den leisesten Zweifel an dieser Fiktion. Ich war irritiert und fragte mich sogar, ob nicht vielleicht mein Narrativ falsch sein könnte. Paul schwärmte von seinem Penthouse in den oberen Stockwerken und von der Diskothek und den schicken Restaurants in den Untergeschossen des Business-Turmes, wie die Anstalt offiziell hiess.

Es gäbe lange Wartefristen für die Einweisungen und Aufnahmen hier, sagte mir der Chefarzt beim Debriefing stolz. Man sei daran hier und in Dubai weitere solcher Bürotürme zu bauen, weil die psychiatrischen Fälle, die man da unterbringen müsse, rasant zunähmen und die Klientel immer mehr Geld hätte. Viele seien in die Psychiatrische Klinik-Industrie an der Börse investiert und hätten Milliarden verdient während ihrer Unterbringung in ihrer eigenen Anstalt. Die HighPsych - Titel boomten. Sie schwimmen im Geld und sind dazu noch von Staat und Invalidenversicherung gestützt und von den Krankenkassen. Gerade gestern hat man berichtet, dass jetzt 51%

der globalen Wirtschaftsleistung von solchen Psychiatrischen Anstalten erwirtschaftet werde. Auf den nächsten Rängen lägen die Gefängnisindustrie mit zwölf und die Sozial- und Flüchtlingsindustrie mit acht Prozent. Geisteskrankheiten lohnen sich, lachte mir der Chefarzt zu: Gesunde sind die Looser. Abschaum. Nichtig. Weil man mit ihnen nichts verdient. Ausser, wenn man sie kriminalisiert und einsperrt, oder psychiatrisch oder fürsorglich behandelt und von Hilfe abhängig macht. Aber solche gesunde Schädlinge von Wirtschaft und Fortschritt gibt es zum Glück immer weniger.



Paul in seinem Heilbüro

Anmerkungen zu diesem QR-Code siehe Seite 242

DER HUND

LOGBUCH-EINTRAG 18.AUGUST 2021, KOS PARALIA STRAND.

Ich halte ein spätes Mittagsmahl am Tisch auf der Terrasse des Oxytaki; zu äusserst auf der Terrasse bei den Felsen am Meer, gerade da wo der von einer bunten Menschenschar belebte Sandstrand beginnt. Ein Junge, vielleicht drei oder vier Jahre alt, spielt mit Sand, Kübel und Schaufel und schaut wie das Wasser in Wellen seinen Bau flutet, ein flache Grube, die er gegraben hat, und errichtet Abgeschwemmtes sogleich wieder neu. Er ist ganz vertieft in diese Betrachtung der Rhythmen von Wasser und Sand.

Ein unersetzter älterer Mann kommt mit einem grossen Hund daher. Er will genau da - mitten in den Leuten - mit seinem Riesenhund im Meer schwimmen und führt sich entsprechend protzig und selbstgefällig auf. Der Köter scheint ihm sehr ähnlich. Jedenfalls nicht folgsam. Denn statt mit seinem Boss zu schwimmen, reisst er plötzlich aus, sprintet an den Strand zu dem Kind, das vor seiner hübschen Sandburg in Träumen versunken ist. Der Hund ist viel grösser als das Kind und wirft sich mit Anlauf auf den Knaben. Erschreckt springt der dünne Junge auf, brutal aus seiner Meditation gerissen. Er hat Angst. Ist wie gelähmt. Ich erhebe mich von meinem Tisch und brülle so laut ich kann zu dem Hundhalter, der keinen Anschein macht einzugreifen: "Nimm deinen verdammten Köter zurück. Sofort! Hörst Du. Sofort! Verpiss Dich von hier! Du kannst an einem anderen Ort mit deinem Viech spielen."

Nun erst stürzt die Mutter des Kindes herbei, nimmt den Jungen zu sich in die Arme, streichelt ihn und bringt ihn zu einer Hängeliege, auf der sie, ihr Mann und ein Mädchen sitzen. Der Kleine weint zwar nicht, aber von nun an will er nicht mehr spielen. Seine zart gebaute, bleiche Mutter mit dem himmelblauen Badekleid tröstet ihn. Der Hundebesitzer tut als sei nichts gewesen. Es ist noch eine adipöse Frau mit ihm im Wasser. Sie entschuldigen sich nicht. Sie gehen nicht zum Kind hin. Nichts. "Er hat ja nur Freude", spottet die Frau des Hundehalters. Sie meint wohl den Köter.

Aber weil alle Umstehenden nun zornig auf die Hundehalter starren und meine Bemerkung: "Sie sollten sich um den kleinen Jungen kümmern und sich bei ihm entschuldigen" mit Kopfnicken bestätigen, verzieht sich der Herr mit dem Köter, taucht nicht wieder auf und seine Frau nimmt ohne geringste Reaktion wieder Platz auf ihrer Liege und kehrt sich weiter wie eine Wurst auf dem Grill.

Ich gehe kurz zum Jungen und sage ihm, er sei mutig gewesen und er müsse keine Angst haben vor dem Hund eher vor dummen Hundehaltern. Aber es kann ihn nicht überzeugen seine Meditationen, die so jäh unterbrochen wurden, wieder aufzunehmen. Genau so zerstört rücksichtsloses Benehmen das Wachstum und die Entfaltung der Seelen von Kindern.

Noch eine Stunde liegen der blaue Plastikessel und die gelbe Schaufel des Jungen am Strand. Als die Sonne untergeht holt die Mutter im blauen Badekleid die Spielsachen. Der Junge hat die ganze Zeit nur noch in der Nähe der Liege der Eltern im heißen, trockenen Sand gespielt.

Der Mann mit dem Riesenköter der ausgerechnet da sein canines Spielzeug vorführen muss, wo der Platz ist für Menschen, der ist typisch für eine Gattung Homo sapiens, die ihre Spielzeuge nicht beherrscht, sondern von ihren Spielzeugen beherrscht wird: Von Hunden, Handys, Autos, Yachten, Ferienhäusern, Harley Davidsons, Wasserscootern, Laubbläsern und Raketen zum Mond und Mars. Es sind armselige Angeber, die von ihrem Besitz verfügt und beherrscht werden, ohne dass sie es merken. Es ist interessant, wenn man etwas zurückdenken kann, dass vor dreissig Jahren ein solcher Idiot mit einem Riesenhund nicht heil aus der Sache heraus gekommen wäre, denn damals gab es noch viel mehr Kinder und viel mehr Eltern, die sich solidarisch für den Jungen gewehrt hätten. Aber heute? In Zeiten der Antinatalisten - auch denen, die gar nicht wissen, was das Wort bedeutet, und auch nicht wissen wollen, dass sie es selber sind - sind Hunde vielerorts viel höher im Ansehen als Kinder. Viele Weiber und Burschen in Hamolstellung hätten wohl hier am Strand nicht mal mit den Wimpern gezuckt, wenn der Hund das Kind einfach aufgefressen hätte. Es war halt noch zu klein. Sowas kann passieren. Es gibt noch genug andere.



DAS RAUSCHEN DER KLIMAANLAGE

LOGBUCH-EINTRAG 18.AUGUST 2021, KOS-STADT

Ich liege nachts in T-Shirt und Unterhose im Bett in meinem Zimmer im Hotel Catherine, Kos, Zimmer 21. Ich bin hellwach. Mit dem linken Ohr im Kissen und dem rechten Ohr zur Decke höre ich dem Rauschen der Klimaanlage zu. Ich schliesse die Augen.

Das rechte Ohr hört ein Herabrauschen, ein fallendes Strömen von Luft, aber gepresst mit Druck, drehend, motorig mit einem stehenden Grundton und darin eingebettet zart schrille Spuren wie von einem rostigen Kugellager eines Rades und rythmisiert von Interferenzen.

Das linke Ohr hört einen nach oben ziehenden Luftwirbel, hell klingend, manchmal gemischt mit Gezwitscher von Spatzen im Laub eines lachenden Baumes. Und dann höre ich da hinein noch Geräusche von Aussen: Das Rücken eines Stuhles, die Stimme einer Frau in einem Nebenzimmer. Auch mit einem Ohr kann ich die Richtungen der Geräusche genau angeben. Auch etwa die Entfernung, obwohl ich ja die Mauerdicke des Zimmers nicht kenne.

Ich setze mich im Bett auf, mache Licht. Ich versuche mit dem Fuss den Rythmus des Rauschens der Klimaanlage zu eruieren und mit zu klopfen. Er muss um 100 bps sein und im 4/4 Takt. Prim, Sekund, Quart.

Es ist höchst bemerkenswert wie sich beim konzentrierten Zuhören mit der Zeit eine Polyphonie einstellt, das heisst, die Wahrnehmung von verschiedenen Quellen von Geräuschen, dem virbrierenden Luftabriss an den Kanten, an denen sich der Luftstrom bricht und verwirbelt, sodass man zwischen dem Rad, dem Motor und dem Luftstrom unterscheiden kann. Hat man darin einmal eine Melodie gefunden, spielt sie danach wie von selber weiter.

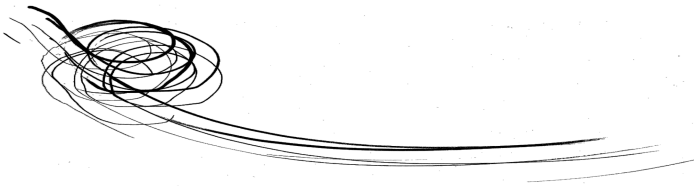
In einem Flugzeug ist die Wahrnehmung von Melodien noch viel intensiver, weil das Schschschschschschsch in einer Passagierkabine lauter,

schärfer und feinkörniger ist. Ein Unterschied wie zwischen grobem und zartem Rauschen eine Bildes.

Das Geräusch aus der Klimaanlage in meinem Hotelzimmer ist gehaucht, rund und weich. Im Flugzeug ist es gepresst, hart und zischend scharf, wie Schmirgelsand. Die Klimaanlage rauscht sanft wie Geröll aus Marshmallows und süss, während im Flugzeug das Rauschen sauer und bissig daherkommt und tönt wie das Gräusch beim Kauen eines geschmacklosen, bröseligen Guetzli, oder gar knirschend nach spröder, trockener Haut. Die Klimaanlage rauscht wattig gedämpft, weichgespült und wie mit Olivenöl eingerieben.

Vielleicht sind solche Eindrücke von uns selber erzeugt, weil wir das Gleichmässige und Indifferente kaum aushalten und im Rauschen stets zwanghaft eine Message suchen und damit vor der grössten Prüfung zum Nirwana stehen: Dem letzten Loslassen bei der Meditation. An dem Punkt nämlich, wo wir im Rauschen nichts mehr suchen. Eine fast unmögliche Anforderung an den Menschen, weil er in jedem Geräusch eine Melodie erahnt, die ihm etwas sagen will. Aber sobald er genau hinhört entschwindet die Message wieder hinter einem Schleier von Nebel; wie zum Spiel mit unserer Sehnsucht nach einem Gespräch in der Nacht.

Was wir dabei beobachten können, wenn wir meditierend in ein Rauschen horchen, ist der ordnende, strukturierende und formulierende Grundtrieb unseres Bewusstseins, das dem Chaos unseren Kosmos entgegenhält, weil es nach dem Guten sucht; nach der alles zum Guten ordnenden Kraft, die aus Lehm Menschen schafft und im Schlaf Träume aufsteigen lässt. So kann man lauschend bei sich das Wirken von lebendiger Erkenntnis beobachten; wie ein erotisierter Geisteswille das Rauschen der Wahrnehmung mit seinen Begriffen zu durchdringen sucht.



OPERATION - TEIL 6

ERINNERUNGEN VON PAUL – 2119 NACH CHIRSTUS

Bis im Frühjahr 2119 hatte sich meine Situation ein wenig stabilisiert. Ich war etwas aus dem Fokus der Medienwelt und der Wissenschaft gerückt. Was mir gut tat. Aber dann kam der GAU.

Am Anfang war es nur ein unbestimmtes Gefühl, das herankroch, als ich langsam und vorsichtig annehmen konnte, dass ich eine Frau bin. Das wurde mir zum Verhängnis. Eine seltsam aufrührerische Wohligkeit stieg plötzlich in mir auf. Oder wie soll ich sagen: Vielleicht auch Trotz weil Maria mich verlassen hatte und mir ein Partner fehlte, oder weil die Vorstellung des Körperwechsels an der Weigerung von Maria zerschellt war. Es galt etwas zu tun, was nur schief gehen konnte und trotzdem sein musste.

Es war am 14. März 2119 morgens um 4 Uhr 15 als ich aus einem sehr aufwühlenden Traum aufschreckte und wusste: Ich wollte von mir selber schwanger werden.

Ich weiss was sie jetzt denken werden: Warum hört dieser Irrsinn denn nie auf? Die Familie der früheren Besitzerin meines Körpers hatte gerade vor Gericht erstritten, dass der Körper zurückzugeben sei. Selbst dann wenn für meinen Kopf bis dahin noch kein anderer Körper zur Verfügung stünde. Die Nachricht ging als Sensation um die Welt. Was sollte ich tun ohne Körper? Die Wissenschaft war noch nicht ganz soweit, um für abgetrennte Köpfe künstliche Versorgungskörper anzubieten. Man arbeitete daran unter Hochdruck. Auch Militär und Raumfahrt waren zuvorderst involviert. Sie wollten mit mir Verträge machen für Missionen, die verrückter sind als alles was sie sich vorstellen können. Ich kann aber nichts Genaueres sagen wegen der Geheimhaltungspflicht.

Aber die Grundidee war die, dass zwar Supercomputer der Gegenwart die Rechenleistung von menschlichen Gehirnen bei weitem übertreffen, aber zwei gravierende Probleme aufgetaucht sind:

Erstens verbrauchen Computer im Vergleich zu Menschen noch immer mindestens tausend Mal soviel Energie für vergleichbare Rechenleistung, also statt 20 - 30 Watt für einen Menschen etwa 20-30 Kilowatt für Computer und dies bedingt gewaltige Energieversorgungen, die man sich auf langen Flügen im Weltraum nicht leisten kann, während andererseits mit nur hundert Gramm Glucose, also Zucker, das Hirn eines Menschen ca. zwei Stunden betriebsbereit blieb und CO₂ und Wasser wieder mit wenig Aufwand technisch erneut in Glucose verwandelt werden konnten.

Und zweites: Es schien ein Problem zu geben mit der Intuition von Computern: mit der Fantasie jenseits von rechnerischen Modellen. Vor allem bei einem Kontakt mit Entitäten extraterrestrischer Intelligenz, die andere Sprach- und BedeutungsCodes als die Menschen verwenden.

Man hatte dies ausgiebig untersucht mit Experimenten, in welchen man einen Roboter in eine Community von Waldbewohnern, Forest People in Zentralafrika brachte mit dem Auftrag Kontakt aufzunehmen und eine Kommunikation herzustellen, die es ermöglicht, die Absichten und Lebensbedingungen der Extraterrestrischen analytisch zu erfragen und erkunden. Die Versuche scheiterten kläglich. Weder Roboter noch Eingeborene schafften es mehr Gemeinsamkeit zu entwickeln als mit einfachsten Nachahmungsspielen und einer Art Pacman Verfolgungen auf dem Niveau von Computerspielen aus den Anfängen des Personal Computers um 1980. Archäologie also.

Der Mensch blieb in solchen Begegnungen der Maschine meilenweit überlegen. Deshalb war für die militärische Intelligenz das Konzept der Kopferpflanzungen ein zentrales Thema geworden.

Ich schweife ab. Entschuldigen sie. Die Transhumanisten waren echt herausgefordert durch die unerwarteten Probleme mit AI. Obschon es Vitalisten schon kaum mehr gab. Sie waren weltweit als terroristische Organisation eingestuft, verstreut und verdrängt nach Afrika, wo sie mit Sterilisationskampagnen der Umweltschützer, Chemtrails und Söldnerkriegen von Regenwaldschützern dezimiert wurden. Das war etwa das Umfeld. Alle staatlichen Organe waren weltweit beherrscht von einer Mehrheit von überzeugten Antinatalisten.

Ich wusste also sehr wohl dass da hinein meine Idee und mein Entschluss der Selbstbefruchtung nicht passte. Aber ich empfand die Idee als konsequent. Ich wollte aus mir allein Nachkommen gebären. Die Chancen standen gut. Denn vor Jahren hatte ich mein Sperma in einem privaten Safe einer Samenbank einfrieren und lagern lassen. Und die Proben haben glücklicherweise den verheerenden Stromausfall 2104/05 überlebt.

Ich beauftragte also eine Genetik-Firma damit, von meinem Körper Eizellen zu entnehmen und sie in vitro mit meinem Sperma zu befruchten und zu testen. Denn ich wollte auf Nummer sicher gehen. Ausserdem wollte ich das Kind selber austragen. Ich beauftragte zwei Detekteien, die unabhängig voneinander sicher stellen mussten, dass bei den Laborvorgängen kein anderes als mein eigenes genetisches Material verwendet wurde. Die Berichte waren zweifelsfrei und übereinstimmend gut. DNA Untersuchungen am Embryo bestätigten es ebenfalls. Mit 99.48 Prozent Wahrscheinlichkeit handelte es sich bei dem Kind, das per Kaiserschnitt zur Welt kam, um eine Tochter, von der ich gleichzeitig körperlicher Vater und körperliche Mutter war. Eine Sensation und Weltpremiere. Aber mit verheerenden Folgen für mich.

Maria war ausser sich. Sie beschimpfte mich aufs Wütesteste; als Verräter an den Antinatalisten. Ich wurde festgesetzt, verhaftet, bedrängt. Eine verwirrlige Zeit. Egal. Ich wusste längst nicht mehr ob ich in einem Interview oder einem Verhör war, im Gefängnis, oder in Freiheit. Meine Tochter lebte. Aber mir wurde die Vormundschaft entzogen und ihre amtliche Pflegefamilie beschloss die Sterilisation des Säuglings noch in den ersten drei Monaten.

Für die meisten Zeitgenossen war meine Tochter ein Monster, eine teuflische Kreatur ein letzter Dämon aus der natalistischen Geschichte der Weltzerstörung. Wie immer neue Menschen den Fortschritt der Menschheit zerstören. Für ganz wenige war sie wie eine Göttin. Ich konnte sterben. Ich glaube, dass ich getan habe was ich konnte. Mein Name war auf Platz 87 der Bekanntheitsliste weltweit im Jahre 2121 als ich per Sterbehilfe den Planeten des Irrsinns verliess, um mich Wichtigem zuzuwenden.

AM STRAND

LOGBUCHEinTRAG 19.AUGUST 2021- KOS PARALIA.

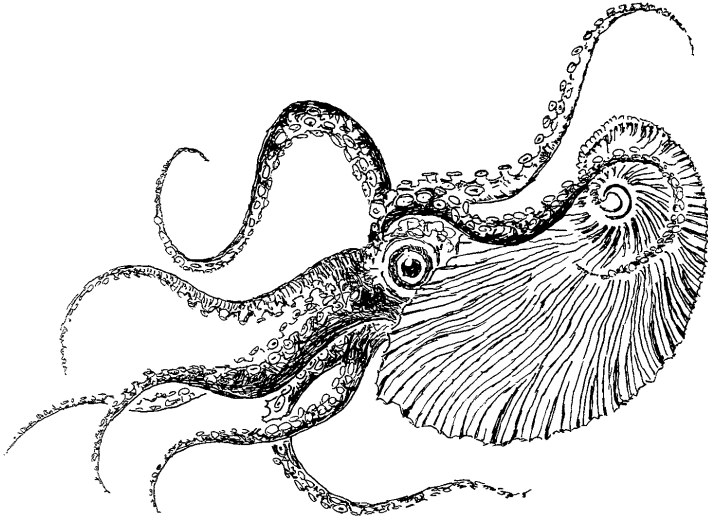
Ein prächtiger Morgen. Ich stehe um sechs Uhr auf. Schlendere zum leeren Strand. Heute bin ich der Erste im warmen Meereswasser. Aber schon bald kommt die Gruppe der Alten, die schon gestern hier war. Zuerst eine blonde Frau mit Delphinbadetuch, dann der fröhlich pummelige Mann mit grauem Oberlippenbart und Flechthut. Er grüsst laut: "Kalimera". Dann kommen drei Frauen in weiten, schwarzen Badekleidern. Die zwei Jüngeren stützen in ihrer Mitte eine Alte mit aufgedunsenen Beinen beim ins Wasser gehen. Man redet fröhlich. Die Gruppe wächst auf acht Leute an, die sich alle kennen. Mir kommen sie vor wie Kinder.

Trotz der Last des Alters und der schweren, krampfaderigen Beine liegt eine Erleichterung und Unbeschwertheit über diesen Menschen. An Land bewegen sie sich schwerfällig und sinken ein im rutschigen Kies. Die Schwerkraft fällt im Wasser aber ab und zwar nicht nur von den Körpern, sondern auch von den Stimmen. Sie klingen hell und herzlich. Der Mann mit dem Basthut lacht und unterhält die Frauengruppe mit seiner Heiterkeit.

Ich schaue mit der Taucherbrille den Fischen zu beim Grasen; den schwarz-gelb gestreiften Barben, die mit ihren weichen, weissen Barteln im Schlamm stöbern und einer Schule von goldgestreiften, platten Brassens, die mit ihren metallischen Flanken blinkend beim Tanz im Zeitlupentempo über den wogenden Teppich des Poseidonshaargrasses ziehen.

Am Strand finde ich den Rest einer Molluske, die aussieht wie ein halbdurchsichtiger, weisser Schalenflügel eines Wasserengels. Nur das Leben kann so zauberhafte Formen schaffen, mit filigranen Adern, verschwenderisch sparsam, aber bei aller Zweckmässigkeit elegant und bis auf's Äusserste verspielt. Ich habe keine Ahnung zu welchem Tier sowas gehört. Ein Nautilus? Eine junge Steckmuschel? Ich kann mich in Bewunderung vergessen bei der Betrachtung solcher Lebenswerke der Natur.

Ich setze mich auf ein Liegebett, um mich zu trocknen, und schaue den Menschen im Wasser zu; im glitzernden Blinzeln des Meeres; bei aufgehender Sonne. Erst nach einer Weile merke ich was das Besondere ist. Niemand hier schaut in ein Handy. Die Menschen wenden sich einander zu. Sie sind mit und unter sich.



Später stellt sich heraus, dass das Bruchstück, das ich gefunden habe, von einer Schalenhälfte eines Argonauten stammt. Sein wissenschaftlichen Name lautet *Argonauta argo*. Es ist ein kleiner Krake, der in einem halbdurchsichtigen Kalkboot durch das offene Meer schwimmt. Vertreter dieser eigenartigen Kopffüßer werden auch Papierboote oder englisch *Paper nautilus* genannt. Der Name *Argonauta argo* erinnert an die Argonautensage der griechischen Antike, als die grössten Helden aufbrachen, um im Schwarzen Meer das goldenen Vlies zu finden.

Das Asklepieion von Kos Logbucheintrag 20.August 2021, Kos.

Auf den Spuren von Hippokrates kommt jeder Pilger zu den Ruinen des Asklepieions von Kos. Sie sind die Überreste des grössten und bedeutendsten Spitalkomplexes der griechischen Antike; die Heilstätte, in welcher der Arzt Hippokrates, aber auch seine Eltern und deren Vorfahren tätig waren. Sie hiessen Asklepiaden. Heute würde man sie wohl als Heilschlaftherapeuten bezeichnen und sie galten als direkte Nachfahren von Asklepios, dem griechischen Gott der Heilkunst.

Zur Abstammung von Asklepios kann man in Kürze dies sagen: Er ist der Sohn von Apoll, dem Sonnengott der Griechen und von einer sterblichen Mutter, einer Prinzessin mit Namen Koronis. Während der Schwangerschaft ging Koronis fremd mit einem Sterblichen, was Apoll daneben fand, weil er Seitensprünge für sein exklusives göttliches Vorrecht hielt. Er bestrafte seine treulose, schwangere Geliebte indem er sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen liess. Doch kurz bevor Koronis in den Flammen verendete, schickte Apoll den Götterboten Hermes zu ihr, um sein Kind aus dem Bauch der sterbenden Mutter zu schneiden. So überlebte Asklepios. Er legte eine brillante Heilerkarriere hin, die soweit ging, dass er sogar Tote wieder auferweckte, was Hades, der Hüter der Unterwelt, völlig daneben fand. Er beklagte sich beim Götter CEO Zeus, dass ein Sterblicher ihm Tote aus seinem Reich klaue. Zeus schmiss erzürnt Blitze auf Asklepios und tötete ihn. Dies wiederum fand dessen Vater Apoll total daneben und tötete aus Rache die Schmiede der Blitze, was wiederum Zeus nervte, sodass er Apoll sieben Jahre zum Kühehüten verurteilte. Die diplomatische Krise auf dem Olymp wurde schlussendlich dadurch beendet, dass Asklepios zwar zunächst als Toter zu Hades geschickt, später aber begnadigt und als Halbgott in die Teppichtage der olympischen Götter aufgenommen wurde.

Wahrscheinlich seit dem 6. Jahrhundert vor Christus verehrte man Asklepios als Gott der Heilkunst, immer zusammen mit seinem Vater Apoll. Von Mutter Koronis sprach man nicht mehr.

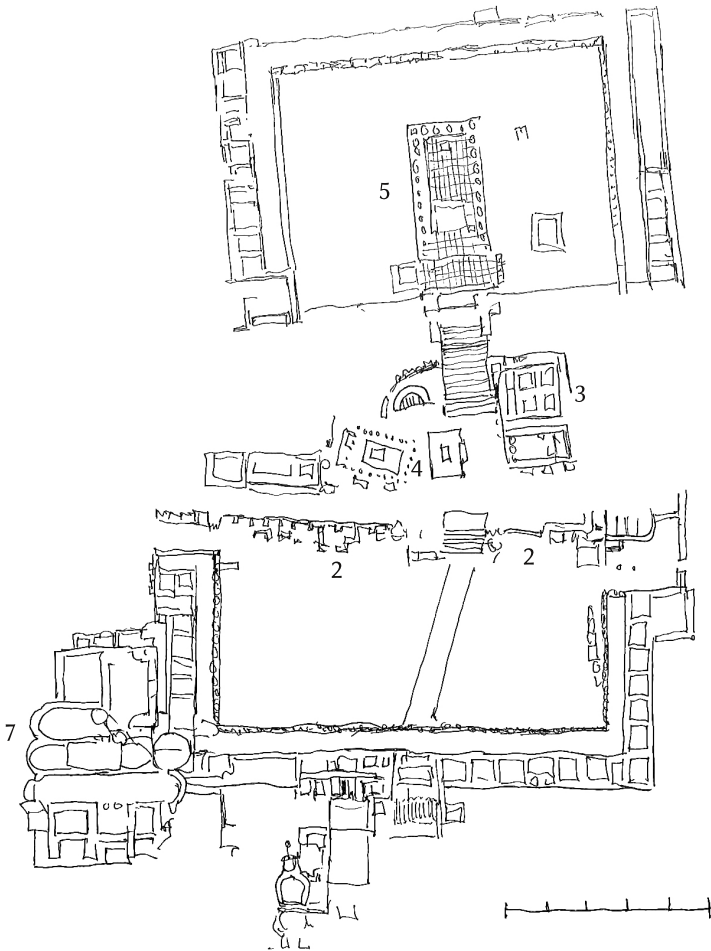
Asklepios markiert in der Menschheitsgeschichte des Abendlandes den Übergang der Medizinhoheit von den Göttern zu den Menschen. Die Asklepiaden waren die ersten Ärzte, die die Eigenverantwortung des Kranken und die Stärkung der im Menschen wirkenden Heilskraft ins Zentrum ihrer Tätigkeit rückten. Die Loslösung von den Göttern war aber keine radikale. Deshalb sind die weltweit grössten und wichtigsten Spitäler der damaligen Zeit, die Asklepieions, von aussen gesehen auch religiöse Bauten. Die heilenden Rituale darin gehen aber vom Menschen selber aus und zwar von den Traumgestalten, die im Heilschlaf zu ihm kommen. Wir werden gerade noch sehen, wie diese Heilschlaftherapie funktioniert.

Zuerst aber will ich jetzt das Asklepieion von Kos mit eigenen Augen sehen und begutachten. Nach dem frühen Bad im Meer mache ich mich zu Fuss auf den Weg. Ich habe gestern eine Wegskizze gezeichnet. Es kann nicht so schwierig sein diese archäologische Stätte zu finden. Sie liegt etwa vier Kilometer vom Stadtkern und Hafen von Kos entfernt. Nach einer halben Stunde bin ich bei einer markanten Konditorei angekommen, die an der Sternkreuzung des Dorfes mit dem Namen Platani liegt. Von da ist es noch eine halbe Stunde. Ich bin der Einzige, der aus eigenem Antrieb unterwegs ist. Rund um mich und an mir vorbei surren, rattern und rauschen Gefährte.

Nach dem Dorfausgang kommt eine Abzweigung zu einem Hippocratic Garden, von denen es in Kos eine ganze Reihe gibt. Ich bleibe auf der Allee von hohen Zypressen, die angenehmen Schatten spenden. Es ist schon heiss und der Wind tut gut. Es geht aufwärts, an Kleeefeldern vorbei, die gewässert werden, an Olivenhainen vorbei. Fenchel wächst am Strassenrand und dann, kurz vor dem Parkplatz für Touristen, in einem Wäldchen: Ist das ein Zwergendorf? Nein, es ist eine kleine Huttenstadt für Katzen. Man hat ihnen eine grosse Zahl von bunten Häuschen gebaut. Dutzende der Katzen liegen faul schlafend herum. Futter in Unmengen ist in zahlreichen Metallnapfen aufgetürmt.

Vor dem Kassenhaus des archäologischen Geländes des Asklepieions bildet sich eine Warteschlange von vielleicht zwanzig Personen. Der Eintritt kostet acht Euro.

6



Plan der antiken Heilstätte von Kos. 1: Eingangsbereich mit Verpflegungs- und Unterkunftsmöglichkeiten für Besucher und Angehörige der Patienten. 2: Quellen. 3: Abaton (Heilschlafräume) 4: Opfertempel des Asklepios. 5: Großer Tempel des Asklepios mit Ruheräumen für Besucher und Angehörige. 6: Der heilige Zypressenwald. 7: Römische Thermen aus dem 2. Jh n Chr.. Skala: 10 Meter Einteilungen

Die Ausgrabungsstätte ist weitläufig. Ich schätze sie auf vier bis fünf Hektaren, angelegt auf drei Terrassenstufen am leicht gegen Süden geneigten Hang. Auf der unterste Stufe, wo sich die Markträume und Aufenthaltsräume für Angehörige der Kranken und Pilger befanden, sprudelten früher zwei Quellen die eine grosse Badeanlage speisen, von welcher Ruinen aus der späteren Römerzeit erhalten geblieben sind. Das war sozusagen der Eingang ins Spital. Die Aufnahme.

Von hier führt eine breite Treppe hoch hinauf auf eine zweiten Ebene mit einem Asklepios Opfertempel, Ärztwohnungen, einem dorischen Tempel, einer halbkreisförmige Exedra und zu der streng abgeschirmten heiligen Quellfassung mit dem angegliederten Abaton, der Schlafhalle für Patienten, die im Traum auf Asklepios warten. Das sind die Therapieräume des Spitals.

Von der mittleren Terrasse führt eine breite Treppe noch weiter hinauf zum majestätischen Asklepiostempel, der einen weiten Platz beherrscht, welcher an drei Seiten umgeben ist von Kojen und Läden, die wahrscheinlich als Ruhezone, aber auch Händlern für ihr Business gedient haben.

Es gibt erstaunlicherweise nur wenige Aufzeichnungen und Indizien über Abläufe, Behandlungen, Riten und Nutzungen dieses Spitals. Man darf sich aber eine Art österliches Heilsritual vorstellen. Leidende Menschen kamen hierher, um drei Tage zu fasten, im Rundtempel Tholos symbolisch die Unterwelt zu durchqueren und danach aus dem Tod im Schlaf wieder geheilt zu auferstehen, oder mit Hinweisen zu einer Behandlung, die von Ärzten durchgeführt wurden. Darunter kann man sich Heilbäder vorstellen, Massagen, Bewegungstherapien, Kräuterwickel, Salbungen, Wundversorgung aber auch Operationen, die jedoch nicht von Asklepiaden, sondern nur von Chirurgen durchgeführt wurden, einer eigenen Berufsgruppe.

Die Asklepiaden begleiteten die Patienten lediglich, führten die Kranken durch rituelle Stationen, betteten sie im Abaton für den Heilschlaf hin und besprachen am Morgen die Träume und Geschehnisse im Schlaf. Oft wurde berichtet, dass im Schlaf dem Patienten eine Schlange erscheint,

die seine Wunde berührt und heilt. Meist wurden auch lebendige Äskulapnattern im Asklepiostempel gehalten. Diese ungiftigen Schlangen sind das Heilstier des Gottes, das meist dargestellt wird, wie es sich an einem Wanderstab aufringt. Die Symbolkraft der Schlange hat mit ihrer Häutung zu tun. Das Abstreifen der alten Haut und die Auferstehung in neuem, frischem Gewand ist Zeichen der Heilung.

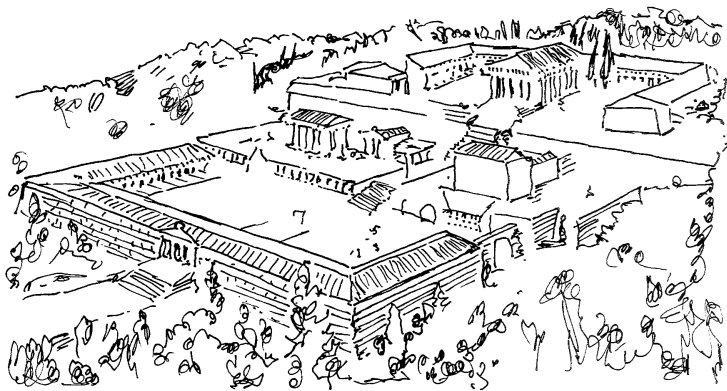
In der Natur ist die Häutung nicht nur bei Reptilien, sondern auch bei vielen Schalentieren wie Krebsen, aber auch bei Insekten die einzige Möglichkeit, um zu wachsen. Die Schuppenhaut bei Schlangen, der Panzer bei Krebsen, oder die Chitinhaut bei Insekten lassen sich nur bis zu einem gewissen Grade dehnen. Dann beginnt das starre Kleid das Wachstum des Körpers einzuengen und zu behindern, muss aufgerissen, abgelegt und von Neuem gebildet werden.



Diese Statue von Asklepios ist die römische Kopie eines Originals aus dem 4. Jh. vor Christus aus Epidaurus. Sie zeigt eine interessante Geste der Zuwendung des Halbgottes zur Schlange, indem er seine Hand schützend auf ihren Kopf legt. Man sieht die liebevolle und sanfte Berührung. Schlangen galten im Altertum nicht einfach als gefährlich. Sie waren viel mehr Sinnbild für das Leiden des Menschen. Die Schlange kriecht am Boden, kann sich nicht erheben zum Himmel. Eine kranke Kreatur. Am Stab des Asklepios aber kann sie sich wieder aufrichten, in die Vertikale kommen, in Beziehung zum Himmel; gesunden. Aber Heilung geschieht nur in geschützten Räumen. Häutungen sind Momente grösster Schutzlosigkeit und können nur im Verborgenen gelingen, z.B im Abaton des Asklepieions.

Der Tempelschlaf, griechisch Enkoimesis genannt, war nicht nur in Zusammenhang mit Asklepios bekannt, sondern ganz allgemein ein Weg, um mit Göttern im Traum in Kontakt zu treten und Antworten auf Fragen zu erhalten. Bei den rund ein Dutzend Asklepieions, die heute bekannt sind, handelt es sich um die ersten spezialisierten Heil- und Kurstätten der Antike. Das wirklich Revolutionäre an ihnen war die komplette Umkehr der Heilswirkung. Statt von aussen, sozusagen diktiert, oder verabreicht von Göttern, oder Herrschern geht im Abaton das Heilsgeschehen vom Inneren des Menschen aus. Damit ist das Medizinsystem der Asklepieions ein Spiegel des politischen Machtwechsels vom autoritären Staatssystem der Könige und Tyrannen, zum Souverän der Bürger der Demokratie.

Der Berghang über dem riesigen Spital in Kos war früher komplett bewaldet bis hinauf zu der langgezogenen Felsenkette, die wie ein liegender Drache das Rückgrat der Insel bildet. Die dem Apoll geweihten heiligen-Bäume waren Zypressen, heute sind es vor allem Kiefern, kleinere Stein-eichen und Feigen. Nirgends findet sich jetzt im Sommer noch ein Tropfen Wasser. Die Quellen sind höchstwahrscheinlich versiegt wegen dem Abholzen der Wälder für den Schiffbau.



Rekonstruktion des Asklepieions von Kos. Zustand im 2. Jh v. Chr. Die mittlere Ebene bildet den Kern der Anlage, die zu Zeiten von Hippokrates bestand und später mit dem Eingangsbereich (links) und dem dritten Niveau des grossen Asklepiostempels (rechts oben) erweitert wurde.

Die grosszügige Anlage des Asklepieions ist ein wunderbarer Aussichtspunkt. Man blickt über die Stadt Kos weit hinaus ins Meer und hinüber zum ersten Gebirgszug Kleinasiens und zur Stadt Bodrum, dem früheren Halikarnassos, dem Sitz des antiken Weltwunders des Mausoleums. Das gigantischste Begräbnisshaus der Menschheit, liess der persische Satrap Mausolos für sich zu Lebzeiten bauen, damit sein Grab auch ja hübsch aussieht und sein Reichtum nicht etwa für etwas Gescheiteres verschwendet würde als nur allein zu seinem ehrenvollen Andenken. Mausolos, Geschäftsführer im Königreich Karien, war ein gewiefter Stratege und herrschte in dieser Zeit auch über Kos. Es kann als sicher gelten, dass er das Asklepieion von Kos besucht hat, und vielleicht sogar zu den Investoren dieses grössten Objektes der antiken Gesundheitsbranche zählte. Er konnte vom Asklepieion aus in der Ferne die Arbeiten an seinem Mausoleum mitverfolgen. Ob Spital oder Grabmal: Beiden Bauwerken war am Schluss dasselbe Schicksal beschieden: Sie dienten als Gemäuer von Kreuzritterfestungen, die wiederum später von Osmanen erobert und teilweise in Moscheen umgeschichtet, oder, wenn es sich um publikumswirksame Teile handelte, ins British Museum abtransportiert wurden.

Ausgegraben wurde die Ruinenfläche ab 1920 von Italienern, die damit ihren kulturellen und politischen Anspruch auf die Dodekaneseninseln zementieren wollten, weil sich Römer immer als legitime Nachfolger der Griechen gesehen haben. Mussolini träumte wohl davon sich anstelle des zerstörten Mausoleums ein eigenes Mussolinieum zu erbauen. Jedenfalls beflügelten Kos, Rhodos und die Dodekaneseninseln Hitlers und Mussolinis Eroberungsfantasien. Die Ausgrabung der Italiener, die seit 1911 die Macht über diese Inselgruppe errungen hatten, war ein klares Anspruchsstatement. Schliesslich war Xenophon - einer der berühmtesten Asklepiaden neben Hippokrates - der Leibarzt des römischen Kaisers Nero. Es war deswegen den Italienern offenkundig, dass die strategisch wichtige Pforte zur Ägais den ihnen gehört.

Nach drei Stunden Gestöber in den Ruinen und der vergeblichen Suche nach dem Bilsenkraut, da es hier eindeutig zu trocken ist für diese Pflanze,

gehe ich durch die Ausgangsschleuse nach draussen und fülle einige Meter neben dem Ausgang meine leere Trinkflasche mit Wasser von einem kleinen Brunnen, der bei der Toilettenanlage an einer Aussenmauer liegt. Das Becken aus Stein sieht blitzsauber aus. Ein hübscher Messinghahn ist angebracht. Das Wasser schmeckt neutral und angenehm weich. Es ist nicht gechlort. Also könnte es – vermute ich – als letzter Überrest von einer Quelle stammen, die ursprünglich den Betrieb dieser Heilstätte ermöglicht hatte. Früher muss es reichlich Wasser gegeben haben, wenn man die Dimensionen der Thermen bedenkt und die zahllosen Brunnen, aus denen früher Wasser in Kanälen durch die ganze Anlage plätscherte.



Blick von der obersten Terrasse hinab Richtung Kos und über das Meer nach Kleinasien, wo sich zur Blütezeit des Asklepieions Halikarnassos (heute Bodrum) und das antike Weltwunder des Mausoleums befand.

Zur Zeit von Hippokrates (ca. 460 - 370 v. Ch.), bestand wohl erst die mittleren Ebene des Asklepieions, wo die ältesten Tempel, der Heilschlafraum (Abaton) und auch die heilige Quelle liegen, deren Loch in der Mauer noch heute zu sehen ist. Das Plätschern des Wassers hat zum heilenden Schlaf dazu gehört. Das kann ich mir lebhaft vorstellen, denn ich besass als Kind ein Aquarium, dessen Filterpumpe Tag und Nacht friedlich gluggste und plätscherte, was mich nie gestört, immer aber beruhigt und entspannt hat.

Viele Teile des Spitalkomplexes wurden erst nach Hippokrates ausgebaut. Tausende müssen von weit her gekommen sein. Sie mussten untergebracht und versorgt werden. Daher wurde schon bald die unterste Eingangsterrasse angefügt, darüber der Asklepiostempel und im 2. Jh. nach Christus auch römische Badeanlagen.

Bevor das Asklepieion erbaut wurde war der Ort bekannt als Heiligtum des Apollon Kiparaissos, dem Zypressen-Apoll, was auf einen heiligen Wald oder Hain hinweist und auch der Grund ist für die vielen Zypressen, die wie schlanke Feuersäulen in den Himmel zeigen. Sie heissen nicht umsonst Lebensbäume. Es war bei Todesstrafe untersagt, Bäume aus gottgeweihten Wäldern zu schlagen. Historisch dokumentiert ist die Hinrichtung des Römischen Senators Poplius Turullius, der einer der Mörder von Julius Cäsar war. Er wurde 31 nach Christus zum Tod verurteilt, weil er den Befehl gegeben hatte heilige Bäume des Zypressenhaines des Apoll für den Bau von Schiffen für die römische Flotte zu fällen. Heute ist oberhalb der Heilstätte ein kleiner Teil der Bergflanke wieder aufgeforstet mit Kiefern.

Das grösste Spital der damaligen Welt wurde zerstört und aufgegeben in den Jahren 551 bis 557, nach einer Reihe von furchtbaren Erdbeben, und blieb dann vergessen für 1350 Jahre. Nicht unwesentlich war der Beitrag der Kreuzritter, die die Ruinen des Spitalkomplexes im 12. und 13. Jahrhundert als Steinbruch benutzt haben für den Bau ihre zyklischen Festungen. Wir dürfen annehmen dass die Hälfte der Heilstätte für militärische Zwecke entfremdet – heute würde man sagen recykliert - wurde. So gehen Weltwunder fast immer in Bunkeranlagen von Glaubenskriegern unter.

Das Lego-Bauklötzesystem der antiken Baumeister war eine ressourcenschonende Bautechnik, die - im Gegensatz zu Eisenbeton - nachhaltige Umnutzungen ermöglichte. Ausserdem wurde dadurch die Bauzeit von Kreuzritterfestungen enorm verkürzt und vergünstigt. Man musste Steine nicht erst mühsam aus dem Fels brechen, und zu Kuben meisseln. Man brauchte sie nur abzuholen und neu aufzustapeln. Es musste Ruck Zuck gehen. Man wollte als Ritter des Heiligen Kreuzes ja auch irgendwann wieder einmal heim zum Burgfräulein, sobald Jerusalem von den Muselmanen gesäubert ist, was sich allerdings bis heute hinzieht.

Ich verlasse das Heilstättengelände und spaziere über die flimmernd heisse Teerstrasse in der Mittagshitze hinunter Richtung Kos. Auf dem Car Parkplatz vor dem Asklepieion sind jetzt einige Busse abgestellt. Sie haben Touristen herbeigeschafft: Franzosen, Italiener, Griechen. Kaum Deutsche. Als ich wieder beim Katzendorf vorbei komme, merke ich in einem schockartigen Einfall, dass ich mein kleines Notizbuch mit all meinen Einträgen, Geschichten und Skizzen nicht bei mir habe. Ich halte an, untersuche nervös meinen Rucksack. Nichts. Oh Nein! Was, wenn jemand mein hellgrünes Büchlein mit dem Gummiband mitgenommen hat?

Ich eile zurück. Dem Billettkontrolleur bei der Eingangsschleuse, der mich noch kennt, erkläre ich ich hätte etwas verloren oder vergessen. Er nickt freundlich und winkt mich durch die Schleuse. Dann gehe ich mit klopfenden Halsschlagadern die Stationen meines Weges ab. In umgekehrter Reihenfolge. Ich bin überzeugt, dass ich das Buch auf der mittleren Terrasse an der schattigen Wand bei der Steinbank der halbrunden Exedra liegen gelassen habe, als ich da kurz Rast gemacht hatte und etwas Wasser trank. Enttäuschung. Da ist nichts.

Also hetze ich weiter hinauf bis zur obersten Terrasse des Asklepiostempels. Nichts. Dann zu dem Waldstück oberhalb des Asklepieions. Auch da: Nichts. Nur ein paar Griechen stehen beisammen und plaudern im Schatten der Bäume. Als ich mich ihnen mit suchendem Blick nähere, dreht sich aus der Gruppe ein Mann mit einem Kind im Arm zu mir: "Are you Mister Daniel?" Er hatte zuvor unten auf der zweiten Terrasse mein

Buch gefunden und die Mailadresse und meinen Namen daringelesen. Ich bin erleichtert und bedanke mich herzlich.

Das Asklepieion von Kos ist das bedeutendste Spital der Antike neben dem Asklepieion von Epidaurus in der Nähe von Athen, das etwas älter aber auch etwas kleiner ist und ein riesiges Theater mit 12'000 Sitzplätzen besitzt.

Kultur ist integraler Teil der Heilkunst. Dazu gehören Theatervorführungen, Dichterwettbewerbe, Reden, Tänze, Musikveranstaltungen, Künste, Feste, Prozessionen. Solche ganzheitlichen Heilkonzepte findet man heute noch in der Anthroposophischen Medizin, aber auch bei traditionellen Heilern in Afrika, Asien, Amerika, in der Volksheilkunde und eigentlich überall, wo die Gesundheit des Menschen nicht bloss auf sein mechanisch-organisches Funktionieren reduziert ist.

Man hatte hier in Kos richtig geprotzt mit dem Spitalbau. Die Organisation der Medizin ist eine wichtige Aufgabe des Staates, der sich um das Wohl seiner Bürger kümmert. Das Asklepieion war medizinischer Ausdruck für die Idee der Demokratie, der Selbstverantwortung der Bürger für den Staat. Und der wirtschaftliche Erfolg schien den Demokraten recht zu geben. Die Gegend boomte wegen dem Handel und dem Spitaltourismus.

Im Hotel angekommen stürze ich unter die Dusche. Dann lege ich mich hin. Ich wache erst um siebzehn Uhr auf. Zuerst bin ich unsicher ob ich noch etwas essen will. Es war so heiss heute und mein Kreislauf beim Spaziergang in der Bruthitze war ziemlich am Anschlag. Dann aber entscheide ich noch eine Abendrunde zu machen. In der Meze Academy im alten Dorfkern von Kos bestelle ich einen mediterranen Linsensalat. Ausgezeichnet kühl und mit frischen Kräutern gewürzt und dazu karamelisierter Tintenfisch in einem Mus von gelben Bohnen. Der Octopus ist in einer Balsamicosauce, butterweich süss-sauer mit Zwiebeln eingelegt. Unbeschreiblich köstlich.



KANNST DU DIENEN?

Im leeren Theater des Asklepieions von Kos. Nur der Dichter Aristophanes ist da und neben ihm sitzt in der ersten Reihe der Theateragent Aru-
raios. Es ist eine Probe angesagt. Es geht um den Beginn einer Komödie, die Aristophanes für den Theater-Wettbewerb in Kos geschrieben hat. Drei
Schauspieler machen sich bereit: Einer ist ein Storch. Der zweite ein Frosch.
Der dritte spielt Sokrates. Sie warten auf das Zeichen von Aristophanes.
Dieser hebt den Arm. Der Storch schreitet auf den Frosch zu.

Storch: Kannst Du dienen?

Frosch: Kommt drauf an.

Storch: Worauf?

Frosch: Wem dienen? Und zu was?

Storch: Mach es nicht kompliziert.

Frosch: Du hast gefragt. Nicht ich.

Storch: Also gut: Kannst Du einem göttlichen Willen dienen?

Frosch: Du meinst einem, der in der Luft über meinem Kopf fliegt
und einen langen, gelben Schnabel hat?

Storch: Ja, exakt: Sagen wir es deutlich. Kannst Du mir als Nahrung
dienen?

Frosch: Nein.

Storch: Aber man sagt, Du seist meine Nahrung. Störche fressen
Frösche.

Frosch: Ja, aber Du musst mich fangen. Von Dienen kann keine Re-
de sein.

Damit springt der Frosch weg und der Storch steht verduzt und frustriert
da. Er wendet sich zum Publikum im Theater:

Storch: Und da fragen sich die Menschen, weshalb Tiere nicht sprechen! Seht ihr, wenn man nett sein will und ganz gesittet und anständig und ganz einvernehmlich einen Frosch fressen will, weil der Schöpfer uns dazu verdammt hat, dann verscheucht unser Gerede und unser Gutseinwollen gerade das, was wir dringend benötigen, damit unsere Kinder nicht verhungern. Nur ihr Menschen habt es nicht gemerkt, wie dumm euer Gerede ist und wie dumm es ist zu meinen, dass ihr mit Eurem gutgemeinten Gequatsche irgend etwas von dem erreicht was ihr zum Leben benötigt.

Sokrates: Verehrter Herr Storch. Hören sie sich eigentlich auch selber zu, oder gilt ihr Gesagtes nur für andere?

Storch: Wie meinen sie das, verehrter Philosoph Sokrates:

Sokrates: Was sprechen sie als Storch über Dinge, die sie gar nichts angehen, weil - wie sie selber mit gutem Grund wie ich meine sagen - Tiere deshalb nicht reden können, weil sie sonst verhungern würden. Aber wie kommen sie dazu daraus zu schließen, dass es uns Menschen genau so geht wie ihnen? Könnte es nicht sein, dass der Mensch gerade deshalb diese für sie, verehrter Herr Storch, so zweifelhafte Begabung der Sprache besitzt, weil er sie als einziges Lebewesen dieser Welt benötigt, um zu überleben?

Storch: Ja.

Sokrates: Was heisst Ja.

Storch: Es heisst nichts. Es war nur ein Seufzer.

Die Schauspieler verneigen sich. Der Theateragent der neben dem Komödiendichter als einziger im der Arena sitzt - klatscht, allerdings nicht sehr frenetisch. Eher gelangweilt.

Aristophanes: Gut Kinder. Danke. Für heute ist genug. Wir fahren mit den Proben morgen weiter.

Die Schauspieler gehen ab

Aruraios: Also ich finde diesen Anfang etwas dürftig.

Aristophanes: Wie dürftig?

Aruraios: Es soll doch eine Heilkomödie sein, die hier im Theater des neuen Asklepieions von Kos aufgeführt werden soll. Etwas rauschend Dionysisches soll es sein. Als Gegenpol zu den strengen Geboten unseres Oberarztes Apoll. Ein poetisches Pharmakon soll diese Heilkomödie sein. Dieses Theaterstück findet doch im grössten Spital der Welt statt. Und es soll viel mehr als bloss eine Komödie sein, nämlich ganz besonders auf die Volksgesundheit einwirken und jeder soll geläutert, im Herzen aufgerichtet und mit mutiger Seele geheilt aus dem Theater schreiten.

Aristophanes: Ja, das tönt gut. Und du wärst mit deiner Rede sicher ein mediokrer Tragödiendichter geworden. Aber wir haben es hier mit Anarchie und Aufruhr zu tun, mit Lust und unbändiger Kraft und sind nicht in einer philosophischen Fragestunde von Sokrates, oder bei den Tränensäcken des Aeschylus.

Aruraios: Also ich weiss nicht. Ich glaube, dass dieser Auftakt für den Geschmack der jüngeren Generation etwas fade ist.

Aristophanes: Also gut. Von mir aus: Ich habe noch einen alternativen Anfang. Ich werde den mal vorspielen. Darf ich?

Aruraios: Ich bitte darum, verehrter Aristophanes. Sei mir bitte nicht böse dass ich so kritisch und unsicher bin.

Aristophanes: Schon gut. Also wir sind wieder an der Stelle, wo der Frosch sagt: "Aber Du musst mich fangen. Von Dienen kann keine Rede sein" und davonspringt.

Aruraios: Okay.

Aristophanes: Ich spiele jetzt einen Fuchs.

Aruraios: Einen Fuchs?

- Aristophanes: Genau. Kaum ist der Frosch weg gehüpft kommt ein Fuchs lässig angeschlurft, schnuppert gelangweilt und halb angewidert am Storch von den Zehenkrallen bis hinauf zur Schnabelspitze.
- Fuchs: Lieber Storch. Du hörst besser auf zu quatschen mit Deinem Futter. Du wirst sonst wie Sokrates beim Palavern verhungern während Du vergeblich über die Götter und Dinge nachdenkst.
- Storch: Ha. Meister Fuchs. Du sprichst ja selber mit mir, deinem Futter.
- Fuchs: Ja, aber das Reden muss richtig gelernt sein. Wart's mal ab. Ich werde es Dir zeigen.
- Storch: Wie zeigen?
- Fuchs: Leg Dich mal da hin, wir werden eine Meditation machen.
- Aristophanes: Der Storch legt sich hin. Der Fuchs sagt ihm er solle nicht auf dem Rücken liegen, sondern sich auf den Bauch umdrehen. Der Storch tut wie befohlen. Dann zieht der Fuchs seenruhig ein Messer hervor und rammt es dem Storch in den Rücken. Dieser zuckt nur kurz und stirbt. Der Fuchs zerlegt danach den Storch sachkundig wie Metzger Xanthos.
- Fuchs: Frischer Storch! Noch warm. Im eigenem Blut! Erstklassige Ware! Ganz glücklich gestorben! Ohne Stresshormone!
- Aristophanes: Und dann geht's weiter mit dem Einzug des Chores usw.
- Aruraios: Also ich weiss nicht. Ich bin einfach unsicher, ob ein solch drastischer Beginn den Nerv des Publikums trifft.
- Aristophanes: Dann geben wir eben nochmals "Die Schiffswürmer".
- Aruraios: Ja, da ist eine gute Idee. Da wissen wir was wir haben. Das Stück hatte ja schon Riesenerfolg letztes Jahr in Epidaurus. Da kann nicht viel schief gehen.

Kefir und Karottensaft

Logbucheintrag 20. August 2021, Kos-Stadt.

Das medizinische System Asklepieion beruht - sehr verkürzt - auf der Überzeugung, dass nur der Kranke aus seinem Inneren vernehmen kann, was ihn heilt. Dass also dann, wenn das Bewusstsein ruht, im Schlaf nämlich, der Körper mit einer numinosen Macht in Verbindung tritt, die sich in Traumbildern äussert.

Die wichtigste Medizin bei den Asklepiaden ist die Nahrung. Daher besass jedes Asklepieion eine eigene Küche und Speisesäle. Pharmakons, also Heilmittel, die nicht Nahrung sind, kamen erst langsam in Mode. Meist waren es Gewürze, Düfte, Harze oder andere exotische Mittel, die aus ferneren Ländern stammten, aus Ägypten, Nordafrika, Anatolien, Indien.

Die klassischen Griechen trauten dem Bürger zu, dass er selber am besten weiss, was für ihn gut ist. Und zwar ist es ein Vertrauen in seinen Körper, nicht primär in sein Bewusstsein. Der Leidende wird von Asklepiaden angeleitet auf sich zu hören; in sich zu horchen. Dies können wir selbst bei wachem Bewusstsein gut nachvollziehen, dann nämlich wenn wir Hunger haben. Der Körper kann uns recht deutlich signalisieren, was er gerade wünscht und braucht, falls nicht unser herrschsüchtiges Bewusstsein und unsere eingefrästen und manipulierten Gewohnheiten drein funken. Unser Körper hat eine lebenslange Nahrungs- und Essenserfahrung. Er weiss sehr gut, was auf ihn wie wirkt, und was er in welchen Situationen brauchen könnte, und was ihm mangelt, wenn er krank ist.

"Deine Nahrung sei deine Medizin" lautet einer der Hippokratischen Grundsätze der Asklepiaden. Der Nachteil dabei ist nur: Der Körper kann nicht reden. Er kann nicht aussprechen wonach er sich sehnt, was er benötigt und er kann keine Menuwünsche aufschreiben. Er kann es aber andeuten mit traumhaften Zeichen. Sign language. Oder wir können auf seine Zustimmung und Ablehnung zu bestimmter Nahrung horchen.

Beispielsweise so: Ich lege mich hin auf mein Hotelbett, um zu beobachten was in mir passiert. Ich schliesse die Augen. Ich versuche ganz ein zu tauchen in meinen Körper und ihm zuzuhören. Vor meinem geistigen Auge visualisiere ich ein riesiges Restaurant mit einer fast endlosen Menükarte von Suppen, Vorspeisen, Hauptgängen, Beilagen bis Desserts und Getränken. Und dazu noch die Auslagen von allen Supermärkten die es gibt. Nun blättere ich vor meinem inneren Auge diese Karten mit den Bildern von all den feinen Nahrungsmitteln langsam durch; Sellerie, Äpfel, Zwiebeln, Tintenfisch, Spinat, Bohnen, Tomatensauce, Spargeln, Wasser, Wein, Baumnüsse, Brot Dabei konzentriere ich mich darauf, zu was ich mich spontan hingezogen fühle, bei welchen Dingen mir das Wasser im Mund zusammenläuft, wonach es meinen Körper hungert und durstet.

Ich meditiere im Halbschlaf mit den Nahrungskarten eine ganze Weile und komme vergnügt zum klaren Schluss, dass etwas in mir sich eindeutig hingezogen fühlt zu Kefir und Karottensaft. Kühl muss es sein, flüssig, frisch, ungekocht. Die Griechen hätten gesagt: Asklepios hat zu mir gesprochen.

Ich ziehe mich an, verlasse das Hotel und schreite gemächlich zum nahen Supermarkt. Leider gibt es da keinen reinen Karottensaft, nur eine Mischung mit Apfel und Orangensaft. Die Süsse der Früchte stört mein Empfinden. Aber ich finde gerade nichts Besseres. Zu Belohnung finde ich jedoch frischen Kefir mit entrahmter Milch. Ungesüsst und ohne Aroma.

Mit meinen "Medikamenten" setze ich mich draussen im Park grad neben dem Hippokratesdenkmal auf eine Bank. Erstaunlicherweise sind die Bänke im Schatten der hohen Palmen fast alle leer, während nur wenig ausserhalb des Parks, entlang der Hafentmole, ein Gedränge herrscht von Touristen, die im orangen Licht der untergehenden Sonne vorbeiwimmeln. Die Lämpchen und Flaggen der Ausflugsboote suchen hektisch nach Kunden. Dann geht im Osten der Mond auf. Noch zwei Tage bis Vollmond.

Ich nehme die kühle Kefirflaschen aus dem Rucksack und trinke. Ja. Genau. Dies ist es! Nicht zu fettig. Nicht süss. Eher säuerlich. Kefir. Das ist es jetzt. Welch ein Genuss.

Ein unscheinbarer, älterer Mann kommt elegant daher, zieht seinen Strohhut und fragt, ob er neben mir auf der Bank Platz nehmen dürfe. Ich nicke, schlecke etwas Kefir aus meinem Bart : "Ja, bitte."

Wir schauen über die niedrigen Büsche zur Hafensperrmauer mit dem Menschenstrom. Alle hübsch herausgeputzt.

"Ich habe deine Anmerkungen zum Asklepieion gelesen," beginnt der Herr neben mir, ohne mich anzusehen. Ich drehe mich zu ihm. Es ist der hagere Mann vom Denkmal nebenan, Hippokrates.

"Das freut mich sehr," antworte ich ihm. "Ich bin gespannt, was der grosse Hippokrates zu meiner oberflächlichen und amateurhaften Analyse sagt."

Hippokrates: Wir haben uns doch letztes Mal in Athen getroffen. Bevor du nach Delphi gingst."

Danielos: Ja, so ist es.

Hippokrates: Mir schien schon damals, dass du viel zu weit suchst. Zu weit weg. Zu weit draussen.

Danielos: Ich kann nicht folgen.

Hippokrates: Du hast doch das Wasser vom Brunnen des Asklepieions getrunken. Hast du nicht nachher genau das, was du suchtest, gefunden?

Danielos: Ja, aber..... Nein. Im Ernst jetzt. Man kann doch nicht aus jedem Alltagsgetue gleich eine heilige Handlung machen. Das glaubt doch niemand.

Hippokrates: Auf den Glauben anderer sind wir nicht angewiesen, wenn wir die Wahrheit empfinden.

Danielos: Ich wollte dich nicht beleidigen

Hippokrates: Das hast Du auch nicht. Du hast nur dich und dein Schicksal ein bisschen beleidigt.

Danielos: Vielleicht. Ja.

- Hippokrates: Ist es nicht wenigstens so, dass dieses Erlebnis, wie du dein Notizbüchlein wieder gefunden hast, dir in der Seele gut tut? Auch jetzt, wo ich dich nur daran erinnere?
- Danielos: Durchaus.
- Hippokrates: Dann lass es einfach dabei und niemand zwingt dich es zu glauben. Und ausserdem gibt es auch nichts zu glauben. War es nicht so wie ich sagte?
- Danielos: Genau so war es.
- Hippokrates: Aber? Ich höre noch Zweifel in deiner Stimme.
- Danielos: Die Kausalität ist zweifelhaft.
- Hippokrates: Genau so ist es. Die Kausalität ist zweifelhaft. Sie muss auch zweifelhaft bleiben.
- Danielos: Und warum?
- Hippokrates: Weil es eben keine abstrakte Wissenschaft ist, sondern ein Ereignis des Lebendigen. Eine Lebenserfahrung. Weshalb sonst hast Du es selber so erstaunt und bewegt erzählt? Und so eindrücklich. Es war ein junger, bärtiger, schwarz gekleideter Vater mit einem wachen, lächelnden Baby in seinem linken Arm. Nicht wahr?
- Danielos: Ja. Beide haben mich angeschaut, als kennten wir uns schon lange.
- Hippokrates: Und wie war es als sie Deinen Namen sagten: "Are you Mister Daniel?"
- Danielos: Ich war glücklich. Erleichtert.
- Hippokrates: Was für ein schöner Zufall.
- Danielos: Aber das mit dem Suchwasser? Du willst also sagen, lieber Hippokrates, dass ich mit diesem Wasser das finde was ich suche?
- Hippokrates: Es scheint doch so?

- Danielos: Indem ich es auf den Boden schütte?
- Hippokrates: Wie du willst. Du kannst es auch trinken, oder ein homöopathisches Medikament damit machen.
- Danielos: Gegen was oder für was denn?
- Hippokrates: Vielleicht dafür, dass man nicht vergisst, was man sucht.
- Danielos: Was heisst vielleicht?
- Hippokrates: Man erkennt ja erst was man sucht, wenn man von dem gefunden wird, was zu einem gehört.
- Danielos: Dann kann man also auch Antworten auf Fragen gar nicht selber finden.
- Hippokrates: Wer weiss? Vielleicht schon.
- Danielos: Kann man, oder kann man nicht?
- Hippokrates: Dann Nein.
- Danielos: Warum?
- Hippokrates: Weil man es offen lassen muss. Aber komm, lassen wir das ich wollte Dir etwas ganz anderes erzählen. Nämlich von einer Komödie, die Aristophanes hier in Kos aufgeführt hat.
- Danielos: Wo aufgeführt? Du meinst im Odeon?
- Hippokrates: Nein, doch nicht nicht im Odeon! Das ist ja nur ein kleines Theater für Musikdarbietungen.
- Danielos: Gibt es denn noch ein anderes Theater?
- Hippokrates: Ja, aber es ist noch nicht ausgegraben. Es liegt auf halbem Weg zwischen Stadt und Asklepieion, etwas östlich am Abhang in einem archäologischen Sperrgebiet.
- Danielos: Weshalb wurde es nicht ausgegraben?
- Hippokrates: Wahrscheinlich weil es zu gross ist. Man hatte Grabungen gemacht in den 1920-er Jahren. Das Theater wurde zu meiner Zeit, also während der Blütezeit des Asklepieions erbaut. Später haben es die Römer umgebaut. Zerstört wur-

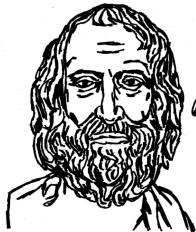
de es in der Erdbebenzeit der Jahre 551-557 nach Christus als fast die ganze Bevölkerung von Kos bei dieser Reihe von schrecklichen Katastrophen den Tod fand.

Danielos: Es hat mich gewundert, dass direkt neben dem Asklepieion kein Theater zu sehen ist.

Hippokrates: Die Lage wurde so gewählt, weil das Theater damit vom Hafen und der Stadt aus einfacher zu erreichen ist. Du musst dir vorstellen, dass das Theater über hundert Meter breit war und 13'000 Zuschauern Platz bot. Es war riesig! Kannst Dir den Betrieb damals in Kos vorstellen? Da war noch viel mehr Tourismus als heute. Viel mehr Schiffe, mehr Herbergen, mehr Tavernen. Und bei den Spielen war das Theater immer voll bis zum letzten Platz. Ich war bei der Einweihung des Theaters dabei. Und das Stück, das von Aristophanes aufgeführt wurde, war ein Skandal.

Danielos: Skandal, weshalb?

Hippokrates: Also erstens war die Komödie schon einmal aufgeführt worden, nämlich in Epidaurus. Und zweitens war es zu der Zeit nur erlaubt, dass man Tragödien von Aeschylos mehrmals aufführen darf. Es war also eine Provokation, Aristophanes zu erlauben eine seiner Komödien ein zweites Mal aufzuführen. Und dies erst noch an der Einweihung des Asklepieions von Kos. Ausserdem war es eine sehr bissige Komödie, und ich bin echt froh, dass ich darin nicht vorkomme.



Aristophanes (444-380 v. Chr.)

Die Schiffswürmer – Saraki **Komödie von Aristophanes.**

Erster Akt

Chrysanthemos: Tyrann
Zagros: Feldherr
Sokrates Sokrates

Chor der Schiffswürmer: Aus Spargründen abwesend bis zum 2. Akt.

Im Hafen von Piräus. Schiffe liegen links. Es tönt Musik aus einer Spelunke rechts. Eine verhüllte Figur steht ungeduldig wartend an der Hafenmole und hält Ausschau nach ankommenden Schiffen. Von rechts schreitet Sokrates in die Orchestra. Er wendet sich dem Publikum zu.

Sokrates: Liebe Athener. Wie ihr alle wisst, hält Euer Mitbürger Sokrates Komödien für überflüssig.

Buhrufe aus dem Publikum

Sokrates Es ist nicht meine Schuld, dass ich hier auftrete, sondern das ist die Erfindung Eures Dichteridols, des völlig überflüssigen Poeten Aristophanes, der sich diesen Scherz ausgedacht hat, mich, Sokrates, hier als philosophischer Dorfrottel vorzuführen. Aber ich werde dennoch versuchen untätigst das Beste aus diesem Missgeschick für Euch und für mich zu machen.

Ich will das Überflüssige gar nicht schlecht reden. Nein. Eure Buhrufe waren vergeblich. Das Überflüssige macht Sinn.

Stellt Euch vor ein Kelch könnte nicht überfließen, wenn er voll ist. Wohin sollte der arme Kelch dann den Wein, den er nicht überfließen lassen kann, aufnehmen? Wohin mit dem Wein der zuviel ist, aber nicht überfließen kann? Soll der Kelch ihn etwa selber trinken? Er müsste wohl. Und wieviel könnte denn der Kelch vom überflüssigen Wein trinken bis er selber besoffen und nicht mehr ganz dicht wäre? Stellt euch diese betrunkenen Kelche vor, die nun von selber begännen in den Spelunken von Piräus wüste Lieder zu gröhlen und die leichten Mädchen anpöbeln. Das ist doch das Vorrecht der Freier. Wo kämen wir denn hin, wenn das blöde Getue der zechsüchtigen Athener nicht das Privileg von uns Bürgern bliebe, sondern sogar unsere Weinkelche uns darin überträfen, nur weil sie gezwungen sind, das, was sie nicht fassen können, selber zu trinken?

Ihr seht, liebe Freunde, dass das Überfließen und das Überflüssige Sinn machen. Sie helfen uns eine Grenze zu ziehen zwischen Genug und Zuviel. Aber leider haben wir Menschen genau dies noch nicht wirklich begriffen, denn mir scheint, liebe Athener, dass wir uns mit dem Genug nicht begnügen, sondern uns seit längerem gemütlich im Zuviel niedergelassen haben. Oder anders gesagt: Dass mir heute viele Athener vorkommen wie besoffene Kelche, also wie Gefässe, die zwar längst voll sind, aber auch noch das Überflüssige und Unfassbare saufen wollen. Sei es aus Gier oder Missgunst, oder einfach Dummheit und Masslosigkeit ist egal. Man hält Reichtum heute für das Privileg sich nur mit Überflüssigem abzugeben und deshalb sind wir alle hier.

Ihr wisst doch, dass nun nach dem Proömium, eigentlich der Chor einziehen müsste, der uns durch die ganze Komödie begleiten – andere sagen belästigen – wird. Dies wird heute leider nicht der Fall sein, weil das Sparprogramm und die

Kürzungen der Arbeitszeiten des Personals uns zu Einsparungen zwingen und wir uns den Chor erst ab dem zweiten Akt leisten können. Es gibt auch viele Stimmen die sagen, ein Chor sei sowieso überflüssig. Das sind meistens diejenigen, die ihn bezahlen müssen.

Ein Letztes, das ich Euch nicht ersparen kann ist die Prophezeiung – weil ich ja das Stück schon kenne im Gegensatz zu Euch – , dass ihr in der nächsten Stunde erfahren werdet, woher eigentlich der ganze Überfluss kommt, in welchem wir baden. Das sind sicher Dinge, die ihr euch auch überlegt, wenn ihr in euren Büros sitzt und da mit Papierkram andere daran hindert, sinnvolle Dinge zu machen und Geld zu verdienen. Habt ihr euch das auch schon überlegt? Nicht? Wenn ihr den Händlern Provisionen abzwackt, oder wenn ihr selber Händler seid, dass ihr den Olivenbauern und Fischern ihre Ware schlechtredet, um den Preis zu drücken. Und ihr das dann Arbeit nennt. Das habt ihr nicht überlegt? Sagt an: Woher soll all das Oel und Getreide und die Kleider und das Gold und all die Dinge kommen, die ihr verbraucht, ohne jemals selber etwas davon produzieren zu haben?

Ihr haltet das Nachdenken darüber wohl für überflüssig. Nicht wahr? Solange es so weitergeht wie es geht ist es doch überflüssig nachzudenken, weshalb es überhaupt so geht. Und weil alle so denken, dass es überflüssig ist darüber nachzudenken, haltet ihr das für Normal. Ausser ich, euer philosophischer Dorftrottel Sokrates. Ich warne euch. Wenn ihr über den Überfluss nicht nachdenken wollt, dann seid ihr wie Kelche, die sich weigern Wein aufzunehmen. Jeder Tropfen, den man in sie einfüllen will, fließt dann immer gleich daneben auf den Tisch und versickert im Boden. Just von diesem Überfluss aus leeren Kelchen werden wir hier und heute berichten.

Sokrates macht ein paar Schritte auf die noch immer wartende Person zu.
Wendet sich dann wieder ans Publikum:

Sokrates: Seht ihr da den Tyrannen der Athener, Chrysanthemos, der inkognito wartet? Er will nicht erkannt werden. Ihr werdet bald wissen warum.

Sokrates geht ab.

Von links erscheint der Feldherr Zagros. Er ist erschöpft. Er tropft. Der Tyrann macht einen Schritt auf ihn zu.

Tyrann: Bei den Göttern, Feldherr Zagros ! Was seid ihr so nass. Es regnet doch nicht.

Feldherr: Nein. Ich war im Wasser.

Tyrann: Mit samt der Rüstung?

Feldherr: Ich bin kein Nudist und Kriegsbadeanzüge haben wir noch nicht erfunden.

Tyrann: Wär doch mal ne Idee für ein Start-up

Feldherr: Ihr macht euch lustig über mich. Verwahrt euch. Ich komme in sehr ernster Angelegenheit.

Der Feldherr schüttet Wasser aus seinem Helm, den er unter dem Arm trägt.
Zieht sein Schwert.

Feldherr: Auch mein Schwert ist schon rostig. Es ist furchtbar wie der Zahn der Zeit an all unseren wichtigsten Dingen nagt.

Tyrann: Seid nicht so wehleidig. Feldherr. Habt ihr Menstruationsbeschwerden?

- Feldherr: Ich komme , verehrter Tyrann Chrysanthemos, gerade von der Insel des Nichts.
- Tyrann: Sie meinen diese Insel des Nichts, wo es nichts gibt und die Leute alle überaus glücklich sind?
- Feldherr: Genau: Ja. Die sogenannte WEF-Reset-Schwab Insel. Es hat nichts und alle sind glücklich.
- Tyrann: Und was haben sie da gesucht. Was war der Grund für Ihren Besuch dort? Es hat dort ja nichts?
- Feldherr: Es war ein geheimer Auftrag.

Der Feldherr reisst die Augen auf. Er schaut bedeutungsvoll und nickend zum Tyrannen. Dabei hält er sich den Finger vor den Mund. Der Tyrann runzelt fragend die Stirn, verzieht den Mund und schüttelt verständnislos den Kopf. Der Feldherr schlägt sich verzweifelt die Hände vors Gesicht und streicht sich etwas Wasser aus dem Bart.

- Tyrann: Ach soo!! Jetzt hab ichs. Der! Der Geheimauftrag!
- Feldherr: Genau. Der Geheimauftrag.
- Tyrann: Was war das schon wieder? Es gibt soviele Geheimnisse bei uns heute. Und ehrlich gesagt weiss ich nicht, weshalb ich hier bin. Es stand nur in meiner Agenda ich solle hier am Abend verhüllt auf die Ankunft eines Schiffes warten.
- Feldherr: Fragen sie doch ihre Frau. Die kennt alle Geheimnisse und erzählt sie auch gratis überall herum.
- Tyrann: Wie kommen sie denn darauf?
- Feldherr: Als ich vorher dort drüben bei der Mole aus dem Wasser stieg, kamen mir schon Kinder entgegengehüpft und sangen frech: "Und wie wars auf der Insel des Nichts? Ist der Geheimauftrag gelungen?"
- Tyrann; Das wissen die Kinder schon?

- Feldherr: Jedes Kind kennt die Insel des Nichts. Wir singen Ihnen doch die Lieder über diese Insel schon im Kindergarten vor. Vom Glück der Habenichtse und wie man alles, was man will bekommt auch ohne etwas dafür tun zu müssen. Aber seit wir unseren Knirpsen verboten haben da hinzugehen und wir sagten es sei nicht eine Insel des Nichts sondern es sei die Insel die es nicht gibt, wollen sie erst recht da hin und deshalb weiss auch jedes Kind, wenn ein Schiff dahin ausläuft. Wir haben ja auch Seeleute dabei und Krieger, und die haben auch Kinder und sind auch nicht ohne Zungen geboren worden.
- Tyrann: Verstehe. Dann ist also der Geheimauftrag durchgesickert.
- Feldherr: Gesickert ist das richtige Wort.

Der Feldherr windet etwas Wasser aus einem seiner Ärmel

- Tyrann: Spannen sie mich nicht auf die Folter. Beeilen sie sich. Geben sie jetzt ihren Bericht der Geschehnisse.
- Feldherr: Als wir vor der Insel des Nichts ankamen, zerbröselte unser Schiff förmlich unter unseren Füßen. Der Trompeter blies in der Panik das falsche Signal: Zu den Waffen!
- Tyrann: Und dann?
- Feldherr: Dann haben alle zu ihren Waffen gegriffen, zu den schweren Schwertern; darum heissen sie auch Schwer-ter weil sie schwer sind. Und als das Schiff auseinanderfiel hielten sich die braven Soldaten - wie man ihnen befohlen hatte - an ihren Schwertern fest. Es gab ja keine ganzen Planken mehr und alle ja
- Tyrann: Was? ..
- Feldherr: ... halten ihre Schwerter noch immer fest, weil der Befehl des Trompeters die Waffen fallen zu lassen unterging weil Was-

ser sein Mundstück verstopfte.

Tyrann: Kriegsunfälle eben. Kann vorkommen. Und weiter!

Feldherr: Ich konnte an Land schwimmen, weil ich mich an einer leeren PET-Flasche festhielt.

Tyrann: Was macht denn diese PET-Flasche dort? Ich habe gemeint es sei die Insel des Nichts, wo es nichts hat.

Feldherr: Es war am Vortag an derselben Stelle eine Klimademonstration versunken.

Tyrann: Was wollten denn die auf der Insel des Nichts?

Feldherr: Sie suchten wahrscheinlich nach guten Argumenten.

Tyrann: Aber es hat da ja nichts.

Feldherr: Eben.

Tyrann: Komm, Feldherr. Du veräppelst mich.

Feldherr: Ja stimmt. Es wäre keine PET-Flasche an der ich mich festhielt, sondern eine Blockflöte.

Tyrann: Von den Klimademonstranten?

Feldherr: Nein, von Aproximatos, dem Sieger des letztjährigen Flötenwettbewerbs im Dionysiotheater in Athen. Das ist der, der den ersten Preis gewann obschon er keinen einzigen Ton traf.

Tyrann: Was sucht seine Blockflöte im Meer vor der Küste der Insel des Nichts?

Feldherr: Einmal darf doch auch Aproximatos etwas richtig machen.

Tyrann: Und was war mit Ihrem Schiff, grosser Feldherr, nicht in Ordnung, dass es versank. Wurden sie angegriffen?

Feldherr: Nein

Tyrann: Sind sie auf ein Riff aufgefahren?

Feldherr: Nein.

Tyrann: Schiffswürmer?
Feldherr: Schiffswürmer.
Tyrann: Die verdammten Schiffswürmer haben unser stolzes Athener Kriegsschiff unter euren Ärschen weggefressen.
Feldherr: Ja. Leider. Schon wieder. Diese verfluchten Schleimbohrer. Das Schiff war erst fünf Jahre alt.
Tyrann: Lassen wir das Fluchen. Reden wir vom Auftrag?
Feldherr: Der Auftrag lautete herauszufinden weshalb die Leute da auf der Insel des Nichts glücklich sind, obwohl sie nichts haben.
Tyrann: Genau. Und was haben sie herausgefunden.
Feldherr: Sie sind offenbar deshalb glücklich, weil sie nichts brauchen.
Tyrann: Versteh ich nicht. Von irgendwas müssen sie ja glücklich sein.
Feldherr: Kommt drauf an, was man mit glücklich meint.
Tyrann: Nein, Feldherr. Nein! Jetzt keine Lehrstunde von Sokrates. Bitte.

Sokrates tritt hinzu.

Sokrates: Ihr habt mich gerufen
Tyrann: Nein! Raus hier.
Sokrates: Glück ist doch ein prima Thema für mich.
Tyrann: Raus hier!
Feldherr: Lasst ihn bitte reden, Tyrann Chrysanthemos. Ausserdem ist er ein bezahlter Schauspieler hier. Er soll auch etwas tun für seine Gage. Wir müssen Sokrates etwas amortisieren.
Sokrates: Danke Feldherr. Was meinst denn du, lieber Zagros, was Glück ist?
Feldherr: Wenn man alles hat was man braucht.
Sokrates: Dann wäre also auch eine Ameise glücklich, weil sie hat was

sie braucht, weil sie, wenn sie nicht hätte, was sie braucht, ja nicht leben könnte.

Tyrann: Also ich wäre glücklich, wenn wir diese Unterredung so kurz wie möglich halten könnten: Sonst laufen uns die Zuschauer hier im Theater davon.

Sokrates: Aha, lieber Tyrann Chryanthemos, dann wäre demnach Glück für Dich ein Zustand, der solange nicht eintrifft so lange Wünsche unerfüllt sind?

Tyrann: Ja, zum Beispiel der, dass Du jetzt gehst und uns allein lässt..

Sokrates: Wärest Du denn dann, wenn ich gegangen wäre, wirklich glücklich, oder würdest Du dann sogleich andere Wünsche aushecken, um dein Unglück weiter auskosten zu dürfen.

Tyrann: Ich bin sicher, Sokrates: Wenn Du gegangen bist, wäre ich gaaanz lange glücklich.

Sokrates: Gut, dann bleib ich noch ein bisschen. Auch ein Tyrann darf doch noch Wünsche haben.

Feldherr: Leute, wir kommen so nicht weiter in Streit und Stichelei. Tatsache ist doch, dass die Leute auf der Insel des Nichts glücklich scheinen. Ob sie es wirklich sind, wissen wir ja nicht.

Sokrates: Was ich höre würde bedeuten, dass die Annahme, dass es auf der Insel des Nichts nichts gibt, vermutlich falsch ist.

Feldherr: Wieso?

Sokrates: Weil man doch ohne etwas nicht überleben, geschweige denn glücklich sein kann.

Tyrann: Das ist ein Ansatz, um weiter zu denken. Aber kurz bitte.

Sokrates: Es scheint vielleicht nur so, als ob es auf der Insel des Nichts nichts gibt, weil man das, was da ist, nicht sieht.

Feldherr: Weil man das, was da ist, nicht sieht?

Tyrann: Ich wusste dass es wieder ausartet mit Sokrates. Jedes Mal.

Jeedes Maal! Und es wird wieder endlos und hört nie auf. Nie!

Feldherr: Ihr müsst nicht weinen, Tyrann, und mit eurem Schicksal hadern. Das Leben ist zum Glück kurz. Das geht vorbei.

Sokrates: Überlegt doch mal: Eine Insel hat ja nicht nur eine sichtbare, oberirdische Seite, sondern noch mindestens drei weitere Seiten.

Tyrann: Und zwar welche drei?

Sokrates: Also erstens das Unterirdische und zweitens den Himmel darüber. Und drittens das, was rund herum ist: Das Meer. Vielleicht finden die Leute von der Insel des Nichts alles was sie glücklich macht und alles was sie brauchen im Meer.

Feldherr: Ja, das könnte sein. Da liegt auf dem Grund nämlich sicher viel herum. Neuerdings auch noch die Leichen von achtzehn meiner Soldaten.

Tyrann: Und das Schiff.

Sokrates: Können wir offen miteinander reden?

Feldherr: Was soll diese Frage?

Sokrates: Die Athener wissen eigentlich genau, wovon die Leute auf der Insel des Nichts leben und weshalb sie glücklich sind. Das Volk weiss meist viel mehr als die, die es zu regieren sich einbilden.

Tyrann: Ach ja?

Sokrates: Sie wollen aber nicht darüber reden.

Tyrann: Ach ja?

Sokrates: Ja, es ist ihnen peinlich. Nur den Kindern erzählen sie, dass diese Menschen glücklich sind auf der Insel des Nichts weil sie nichts brauchen.

Tyrann: Und weshalb weiss ich nichts davon.

Sokrates: Weil Du es nicht wissen willst.

Tyrann: Sags mir klar heraus.

Sokrates: Ihr Athener lebt seit langer Zeit ausschliesslich von der Insel des Nichts und genauer genommen von der Arbeit der Schiffswürmer.

Tyrann: Jetzt ist er völlig durchgeknallt.

Feldherr: Ja, das hat was.

Sokrates: Ihr wisst ja wo ihr mich findet. Ich rede ein wenig mit meinem halbvollen Weinkelch in der Spelunke "Zum goldenen Seeigel". Ich empfehle mich.

Sokrates geht ab nach rechts zu den Spelunken.

Tyrann: Feldherr Zagros.

Zagros: Tyrann Chrysanthemos

Tyrann: Was machen wir denn jetzt?

Zagros: Mir ist es ehrlich gesagt egal, weshalb Leute auf der Insel des Nichts glücklich sind.

Tyrann: Genau. Was kümmern uns die anderen.

Feldherr: Was wir aber jetzt wissen: Diese Schiffswürmer sind unsere mächtigsten Feinde geworden. Es sind nicht die Perser und nicht die Piraten die uns bedrohen. Wir alle, die ehrenhaft zur See fahren, sind im Krieg mit den Schiffswürmern. Und wir haben es bisher nur nicht gemerkt, oder ignoriert oder wurden getäuscht dadurch, dass wir nur oberirdische Feindbilder gewohnt sind. Aber jetzt wo alle unsere Inseln abgeholzt sind, weil wir nicht nachkommen damit neue Schiffe zu bauen, müssen wir dem Gewürm ein Ende setzen.

Tyrann: Und wie?

Feldherr: Wir müssen mit Ihnen reden und ihnen ein Ultimatum stellen.

Tyrann: Wie willst Du mit Würmern reden, Feldherr? Sag an.

- Feldherr: Ich habe einen Bewohner der Insel des Nichts gefragt mit Namen Nullos. Er scheint der Anführer der Menschen auf der Insel des Nichts zu sein. Er erzählte mir, dass es auf der Insel ein Heiligtum gäbe für die Schiffswürmer.
- Tyrann: Ein Heiligtum? Ich meinte es sei die Insel des Nichts wo es nichts gibt.
- Feldherr: Das Heiligtum heisst "Nichts". Und deshalb heisst die Insel des Nichts eigentlich nicht, dass es da nichts gibt sondern dass es da das Nichts gibt, das Heiligtum der Schiffswürmer.
- Tyrann: Ja, okay.
- Feldherr: Es ist ja eigentlich logisch, denn wenn es etwas gäbe, das ganz von Nichts umgeben und im Nichts eingebettet wäre, wie wollte man denn etwas im Nichts finden?
- Tyrann: Du warst zu lange bei Sokrates. Aber ist gut. Okay. Und was ist das Nichts für ein Heiligtum?
- Feldherr: Da versammeln sich jedes Jahr an einem Tag die Schiffswürmer. Es gibt dann eine Zeremonie und so. Alles ziemlich schleimig. Kannst Du dir ja vorstellen.
- Tyrann: Du meinst die Würmer kommen alle aus ihren Kalkröhren im Holz und schleimen dann an der Konferenz rum.
- Feldherr: Nicht alle. Nur ein paar Auserwählte. Ihre Kalkröhren nehmen sie mit, damit sie nicht austrocknen. Das ganze wird streng bewacht von schwarzen Schiffswürmern
- Tyrann: Bewacht? Weshalb denn? Geschützt? Vor wem? Es hat da ja nichts.
- Feldherr: Nullos sagte mir, dass sie extra als Bedrohung jedes Jahr ein paar Möven mitbringen, die sie zur Show am Himmel kreisen lassen. Es muss ja so aussehen als sei es eine wichtige und streng bewachte Sache. Und Exklusiv. Es würde ja sonst kein Journalist kommen nur wegen ein paar schleimigen

Schiffswürmern.

Tyrann: Journalisten?

Feldherr: Ja. Ich hab das Wort auch zum ersten mal gehört.

Tyrann: Vielleicht besser so. Was schlägst Du vor?

Feldherr: Wir müssen eine Verhandlungs-Delegation zu den Schiffswürmern schicken.

Tyrann: Vielleicht solltest Du meinen Berater mitnehmen, Koustos, unseren Meeresbiologen, damit wir die Schiffswürmer besser verstehen. Und wir müssen vorsichtig sein.

Feldherr: Vorsichtig?

Tyrann: Mir ist es egal, wenn die verdammten Schiffswürmer die Schiffe der Perser, Ägypter, Wikinger und Piraten fressen und versenken. Verstehst Du? Es geht nur um unsere Athener Schiffe.

Feldherr: Ich kann noch nicht ganz folgen.

Tyrann: Wenn wir die Schiffswürmer gewinnen können, dass sie mit uns - und nur mit uns und sonst mit niemandem - zusammen arbeiten und nur die Schiffe unserer Feinde fressen, dann könnten wir unsere Macht unglaublich ausweiten, ohne eine einzige Schlacht zu schlagen und ohne uns die Hände schmutzig zu machen.

Feldherr: Eine geniale Idee.

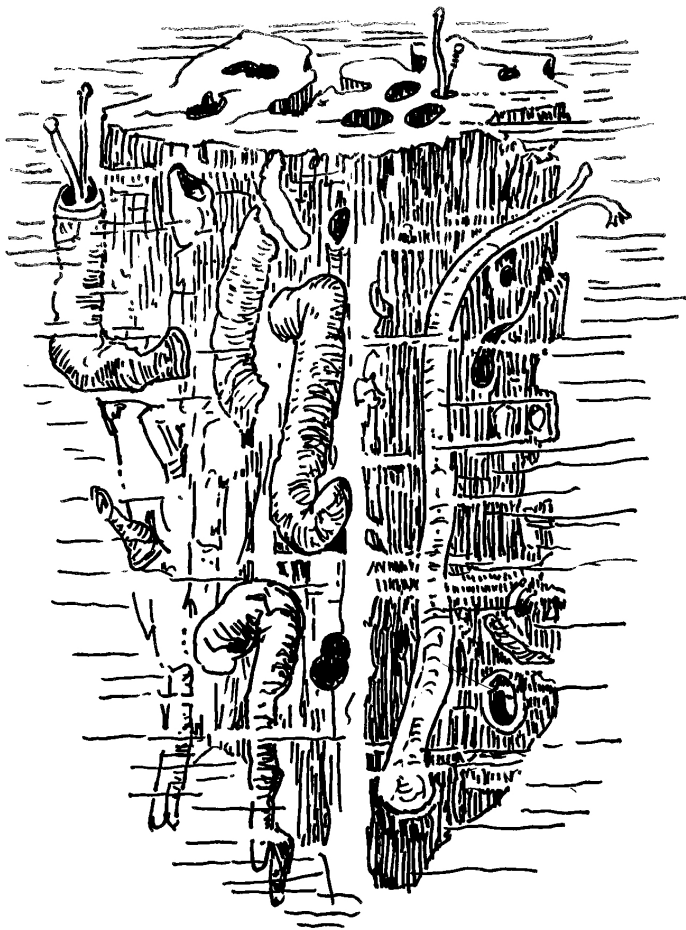
Tyrann: Aber wir verhandeln aus einer Position der Stärke.

Feldherr: Klar doch. Versteht sich.

Tyrann: Haben wir denn noch ein Schiff?

Feldherr: Ja, es ist eben ein neues vom Stapel gelaufen. Einen Trompeter nehme ich diesmal nicht mit.

Tyrann: Gut so. Du hast ja die Blockflöte von Aproximatos, wenn es eng wird.



Die Schiffswürmer - Saraki

Komödie von Aristophanes

Zweiter Akt

Was bisher geschah: Ein Geheimauftrag der Athener soll klären, weshalb die Menschen auf der Insel des Nichts glücklich sind, obwohl sie nichts haben. Dabei erlebt der Expeditionsleiter, Feldherr Zagros, dass die Insel nur schwimmend zu erreichen ist, weil Schiffswürmer alle Schiffe, die der Insel nahe kommen, im Nu zerfressen und versenken. Ausserdem erfährt er von einem seltsamen Heiligtum, wo sich ausgewählte Schiffswürmer jährlich treffen. Zagros und Tyrann Chryanthemos entschliessen mit den Schiffswürmern, den ärgsten Feinden aller Seefahrer, Verhandlungen aufzunehmen.

Personen

- Nullos: Chef der Bewohner der Insel des Nichts
Zagros: Der Feldherr
Koustos: Der Meeresbiologe
Schwabelos: Der Führer der Schiffswürmer
Chor der Schiffswürmer

Auf der Insel des Nichts. Beim Nichts, dem Heiligtum der Schiffswürmer. Zwölf leere metallene Futternäpfe für Hunde bilden ein Halbrund, das zum Publikum geöffnet ist. Im Mittelpunkt des Halbrunds befindet sich ein grosses Becken. Es ist halb mit Wasser gefüllt. Auf dem Wasser schwimmt ein Holzstück und darauf liegt ein eckiger Stein. Der Chef der Dorfbewohner, Nullos, ist damit beschäftigt die kleinen Futternäpfe mit Wasser aus einer grünen Giesskanne zu füllen. Er hält ein und wendet sich an das Publikum.

Nullos: Was schaut ihr so verwundert? Habt Ihr noch nie das Nichts gesehen, das Heiligtum der Schiffswürmer?

Es ist das Einzige, das wir hier haben auf unserer Insel, die deshalb die Insel des Nichts heisst. Ist das nicht peinlich, dass man mit diesem Nichts glücklich wird?

Nullos stellt seine Giesskanne ab. Geht zu einem Scheitbock und beginnt von einem grossen Holzstück kleinere Stücke abzubrechen und verteilt die Hölzchen in die Näpfe, wo sie auf dem Wasser schwimmen. Er geht zum grossen Becken und zeigt darauf.

Nullos: Das hier ist der Platz für den Führer der Schiffswürmer, Schwabelos. Aber man sagt ihm auch einfach Schwa, Schwab und Schwapp, weil, wenn er da reinsitzt, das Wasser über-schwabt. Ha Ha Ha.

Nullos hört etwas. Schaut nach links.

Nullos: Entschuldigt, wenn ich etwas nervös bin. Wir erwarten hohen Besuch. Sehr hohen. Die Herren von der Insel, die etwas haben, besuchen die Insel des Nichts.

Nullos schaut ins Publikum. Formt eine Hand hinter dem Ohr zum Trichter:

Nullos: Was fragt ihr? Was das für ein Stein ist auf dem Holzstück da? Ihr seid neu hier, nicht wahr? Ihr kennt die berühmteste Komödie des berühmtesten Komödiendichters der Welt nicht, des grossen Aristophanes? Aber ich werde euch helfen. Ich werde eure Wunde des Unwissens heilen. Wir sind ja hier schliesslich im grössten und berühmtesten Spital der

Welt, dem Asklepieion in Kos.

Wisst ihr übrigens, dass man bei uns im antiken Griechenland Komödien nur empfahl für Leute mit psychischen Problemen? Für körperliche Gebrechen hielt man Tragödien für geeigneter. Das ist interessant, nicht wahr?

Man kann es aber auch anders sagen: Soldaten, Sklaven, Arbeiter und Frauen sitzen meist in den Tragödien und die Feldherren, Tyrannen, Händler, der Tempelklerus und die Dienstverweigerer in den Komödien.

Stimmt's?

Warum das so ist?

Schwer zu sagen. Es gibt verschiedene Theorien. Oberflächlich gesehen sagt man es so: Das Gejammer und Wehklagen und die sinnlosen Gemetzel der Tragödien trösten die Verletzten, weil sie froh sind wenigstens vom Irrsinn dieser Bocksgesänge verschont geblieben zu sein.

In den Komödie werden unsere Oberen und bestimmte Persönlichkeiten durch den Kakao gezogen und der Lächerlichkeit preisgegeben. Das ist für Leute mit einer Geisteskrankheit deshalb erbaulich und heilsam, weil sie für einmal nicht selber die Dummen sind.

Der Sinn des antiken griechischen Theaters erschliesst sich in der Tiefe aus der therapeutischen Idee, die später die Römer geklaut haben: *Similia similibus curantur*. Die Annahme also, dass eine Krankheit mit dem geheilt werden kann, was die Krankheit auslöst. In der Medizin ist es das Prinzip Gleiches mit Gleichem zu heilen. Auf das Theater bezogen funktioniert dies so: Krüppel im Publikum heilt man, indem man sie in Tragödien neben andere Krüppel setzt. Dasselbe gilt entsprechend für Komödien. Das Theaterstück selber ist gar nicht so wichtig. Es ist nur eine gezielte Ablen-

kung, dass man nicht merkt, dass es jetzt eigentlich um eure epidemischen Psychosen geht, was unangenehm wäre, wenn man es so plump daher sagen würde.

Was ruft ihr? Ach so, ja . Wo bin ich stehen geblieben? Ach ja bei dem Stein auf dem Holzstück da, das im Salzwasser schwimmt. Also es ist so ...

Man hört Lärm

Nullos : Später. Ich muss mich beeilen. Die Gäste kommen.

Auftritt von Feldherr Zagros. Er ist schon wieder nass, schüttet seinen Helm aus. Verärgert.

Zagros: Wo ist unser Empfangskomitee?

Schaut um sich. Dann zum Publikum gewendet.

Zagros : Was?

Ja, ich bin ja nicht blöd. Ich weiss auch dass es auf der Insel des Nichts auch kein Empfangskomitee gibt.

Von rechts erscheint der Chef der Bewohner der Insel, Nullos.

Nullos: Da bin ich, Feldherr Zagros.

Zagros: Ich habe gemeint es gibt hier nichts.

Nullos: Doch mich. Ich bin Nullos der Chef der Bewohner. Wir heissen hier alle Nullos. Der Name bedeutet: Nicht da. Das ist logisch. Wenn es die Insel des Nichts ist, können auf ihr doch

keine Menschen da sein. Deshalb sind wir alle nicht da. Nullos. Alles ein bisschen komplex hier, aber man gewöhnt sich daran.

Zagros: Verstehe, Nullos. Schön dass Du da bist.

Nullos: Danke, Feldherr der Athener, Zagros

Zagros: Woher kennst Du meinen Namen, Nullos?

Nullos: Ein Soldat, der vor einer Woche hierher kam, um Eure Ankunft anzumelden. Es waren seine letzten Worte bevor er mit Schiff und Mannschaft versank. Also ersoff wäre besser.

Zagros: Auch mein Schiff wurde eben wieder von Schiffswürmern versenkt noch bevor wir das Ufer erreichen konnten. Es war brandneu. Obwohl wir eine sehr grosse weisse Flagge gehisst hatten.

Von links erscheint der Meeresbiologe Koustos. Er schüttelt Wasser von sich wie ein Hund.

Koustos: Verehrter Feldherr Zagros. Ihr müsst wissen, dass Schiffswürmer der Gattung Tereido, genauer Tereido navalis, keine Augen besitzen. Sie leben im Holz drin, wo es finster ist wie in einer Ziege. Ausserdem leben sie nur in Holz unterhalb der Wasserlinie des Meeres. Sie konnten euch gar nicht sehen. Es war also sicher kein böser Wille, keine Absicht.

Zagros: Böser Wille hin oder her, verehrter Meeresbiologe Koustos. Das wird für das schleimige Gewürm ein Nachspiel haben. Man kann sich ja denken, dass jetzt Besuch kommt, wenn man vor einer Woche schon meine Vorhut versenkt hat.

Koustos: Es sind Weichtiere, grosser Feldherr. Sie können nichts dafür. Genau genommen sind Schiffswürmer nicht einmal Würmer, wie man sie irrtümlicherweise nennt, weil sie als

langgestreckte schleimige Fäden in Kalkröhren leben, mit denen sie ihre Löcher im Holz auskleiden. Es sind in Wahrheit Muscheln, die mit dem Rest ihrer beiden Muschelschalen, die umgebaut sind zu einem Bohrer, indem sie sich in der Kalkröhre drehen Löcher ins Holz drillen. Sie haben kein Hirn, Feldherr. Man hat als Schiffswurm weder Zeit noch Lust, nachzudenken.

- Zagros: Welch Schande von so einem hirnlosen, schleimigen Gewürm besiegt und versenkt zu werden!
- Koustos: Ich kann ihren Schmerz und ihre Wut sehr gut verstehen, Feldherr. Aber es sind Tiere, unschuldige Kreaturen des Meeresgottes Poseidon. Ausserdem meinen die Grünen man solle sie unter Schutz stellen.
- Zagros Die Grünen? Wer sind sie? Die Bewohner vom Mars?
- Koustos: Es sind die Retter des Planeten.
Sie lieben alles, was Menschen hassen: Schädlinge, Naturkatastrophen, Krieg und Unbequemlichkeit, und sie hassen alles was Menschen lieben: Autos, Reisen, Parties, Luxus, Frieden.
- Zagros: Nullo! Wo ist der Chef der Schiffswürmer, dieser ... wie heisst er ?
- Nullo: Schwabelos ist sein Name, mein Feldherr. Aber er hat es nicht gern, wenn man ihm Chef sagt. Er möchte gerne als Führer angesprochen werden.
- Zagros: Von mir aus. Wo ist der Führer der Schiffswürmer? Wie heisst er schon wieder ?
- Nullo: Schwabelos, oder Schwab oder Schwapp. Man kann ihm fast alles sagen was mit Schwa anfängt. Es gab bei den Schiffswürmern vor Kurzem eine Sprachreform und man hat sich aus Spargründen geeinigt darauf in Zukunft von jedem Wort nur noch die Vorsilbe zu verwenden. Man hat ausgerechnet, dass man damit hunderte von Tonnen Druckerpapier sparen kann, das ja aus Holz gemacht ist und dann, wenn man

es spart den Schiffswürmern zu gute kommt, die es fressen, wenn man es ins Meerwasser wirft. Im gesprochenen Wort darf man aber alles mögliche anhängen an die Vorsilben; was einem gerade in den Sinn kommt. Deshalb kann man dem Führer der Schiffswürmer auch Schwalbe sagen, oder Schwan.

Zagros: Schwa-chsinnig?

Nullos: Geht.

Zagros: Schwa...tzhaft?

Nullos: Geht auch.

Zagros: Schwa-rz?

Nullos: Sie kommen der Sache schon näher.

Zagros: Dann holt diesen Schwanz jetzt endlich her.

Nullos rennt weg:

Nullos: Ich hole ihn, Sofort !

Zagros und Koustos beschauen sich die Szenerie des Heiligtums. Stehen bei dem grossen Becken in der Mitte. Sie betrachten den Stein auf dem schwimmenden Holzstück.

Zagros: Noch nie habe ich ein so seltsamens Heiligtum gesehen. Was oder wen beten denn die Schiffswürmer hier an, lieber Meeresbiologe Koustos?

Koustos: Es ist nicht eigentlich ein Heiligtum, wo man etwas anbetet.

Zagros: Also ein Paarungsrevier?

Koustos: Nein. Schiffswürmer sind Zwitter, die in ihrem kurzen Leben von zwei bis drei Jahren mehrmals das Geschlecht än-

dern. Die paaren sich vermutlich mit sich selber.

Zagros: Wie machen die das?

Koustos: Wahrscheinlich stecken sie den Schwa, der oben rauskommt, unten in ihre eigene schleimige Kalkröhre.

Zagros: Mir grausts bei dieser Vorstellung.

Koustos: Verschonen wir uns mit ekligen Fantasien. Zum Beispiel mit dem Hinweis, dass unten, da wo der Schwa reinkommt bei der Paarung, der Bohrer des Schiffswurms ist. Also eine Art Häksler Vagina, die den Schwa beim Liebesakt shreddert.

Zagros: Genug!

Koustos: Sagen wir lieber: Sie kommen vor allem hierher wegen dem Holz. Das ist ihre Nahrung. An ihren Meetings sitzt der Rufführer der Schiffswürmer Schwabelos in der Mitte. Seine nächsten Verwandten und Hausklaven in den zwölf Becken rundherum. Und sie fressen, bohren, oder reden. Vermutlich kommt das alles bei den Schiffswürmern aufs gleiche raus.

Zagros: Damit ist also das Heiligtum des Nichts eine Art Palaver-Restaurant der Schiffswürmer.

Koustos: Ja man geniesst das Zusammenschleimen.

Zagros: Und man betet sich selber an, oder lässt sich anbeten.

Koustos: Vor allem den Führer. Er hat ja auch das grösste Stück Holz.

Zagros: Und weshalb zum Teufel beten die Menschen, die hier wohnen, die Nullos, die, die nicht da sind, die Schiffwürmer auch an.

Koustos: Weil sie von ihnen leben.

Zagros: Sie essen Schiffswürmer!?

Koustos: Ach was. Nein. Niemand macht das. Pfui Teufel. Stell dir vor du ziehst einen solchen schlüdrigen Wurm aus der Kalkröhre in dem Holz wie einen Popel aus der Nase oder wie einen Bandwurm aus dem Arsch und verspeist den: Ekelhaft. Nie-

mand macht sowas.

Zagros: Aber wir essen doch auch Seeigel, Seegurken, Petalides und Fouskes. Auf dem Markt findet man auch Spinialo von Seescheiden und Svoyrdoyclo, diese schwarzen Schwämme mit der weissen Milch die an Decken von Unterwasserhöhlen kleben.

Koustos: Ich sagte doch: Die Bewohner der Insel des Nichts essen keine Schiffswürmer. Theoretisch könnte man zwar, aber wir nennen es Nahrungstabu.

Zagros: Aha. Wieso leben die Nullos denn dann von ihnen?

Koustos: Weil die Schiffswürmer die Schiffe versenken, in denen es alles hat was die Menschen brauchen: Weinamphoren, getrocknete Feigen, Honigtöpfe, Seidenstoffe, einfach alles. Die Nullos müssen nur am Strand warten bis ein Händler, oder Kriegsschiff vorbei fährt. Die Würmer versenken es und alle Waren kann man am Meeresgrund zusammenlesen oder sie werden direkt angeschwemmt. Zeugen werden von Haifischen beseitigt oder man hilft selber noch ein bisschen nach, damit Ruhe und Ordnung herrscht.

Zagros: Dann sieht es also nur so aus als sei es die Insel des Nichts, weil wir nicht sehen was sie haben, weil es

Koustos: Genau. Es ist eine symbiotische Zusammenarbeit zwischen den Schiffswürmern und den Bewohner auf der Insel des Nichts, wo es nur nichts zu geben scheint, weil alles was sie haben, unter Wasser liegt in den versenkten Schiffen.

Zagros: Auch meine Kriegsschiffe und auch die Gebeine meiner Soldaten.

Koustos: Die überlässt man den Haien, Tintenfischen und Krabben. Mit dem Gold und Kupfer und den Silberbarren kann man hier nichts anfangen. Es ist ja gratis alles da, was man damit kaufen könnte, also braucht ein Nullo auch kein Geld

um etwas zu bezahlen.

Zagros: Und wo wohnen die Nullos? Ich sehe keine Häuser, nicht mal Strassen.

Koustos: Eigentlich faulenzen sie den ganzen Tag am Strand und liegen auf Liegebetten unter Sonnenschirmen fein eingeeilt mit Salben und Parfums von versenkten ägyptischen Handelsschiffen. Die Nacht verbringen sie in den TUI-Höhlen.

Zagros: Unglaublich, dass es sowas gibt. Wo bleibt denn der Führer Schwanz?

Koustos: In der Wissenschaft ist heute vor allem eine Frage brennend: Wieso nehmen die Schiffswürmer diese beschwerliche und gefährliche Reise hierher auf sich, um bei ihrem Heiligtum jährlich ein Treffen abzuhalten. Sie kriechen aus ihren Löchern in den Schiffskielen, und kommen mit ihren Kalkröhren auf das trockene Land, setzen sich in diese Becken mit Meerwasser, damit der Schleim in ihren Röhren nicht austrocknet und dann hören sie sich ihr Gebohre an und gehen wieder. Es ist ein grosses Rätsel der Natur, vor allem deshalb, weil sie sich nicht mit anderen paaren, was alles entschuldigen würde.

Zagros: Und was vermutet ihr Wissenschaftler? Ihr habt ja immer irgendwelche Theorien parat, um das zu erklären was ihr selber gerade effektiv und profitabel zum Problem erklärt.

Koustos: Am populärsten und einleuchtendsten ist die mythologische Erklärung. Die Schiffswürmer glauben nämlich, dass sie früher ... , also, dass ihre Vorfahren auch Menschen waren und sie jetzt aufgestiegen sind auf ein ganz neues Level von globaler posthumaner Intelligenz. Sie sind also quasi zu Göttern gewordene Ex-Menschen. Und Götter brauchen ein Heiligtum, um sich anbeten zu lassen. Und das hier ist also der Olymp der Schiffswürmer.

Zagros: Aber ein Heiligtum im Nichts? Da hat es ja auch gar keine Verehrer und Anbeter!

Koustos: Doch. Alle die, die nicht da sind.

Nullos: Sie sind da! Bitte macht Platz. Zuerst kommen jetzt die Chorwürmer herein. Passt auf, dass ihr auf ihrem Schleim nicht ausrutscht.

Acht aufrechte, weisse Röhren trippeln ungelenkig daher und stellen sich in die vorbereiteten kleinen Wasserbecken im Halbrund. Die vier mittleren Becken bleiben leer. Eine glitschige Schleimspur markiert ihren Weg.

Chor der Würmer:

Heil Euch ihr primitiven Menschen. Eure Götter grüssen Euch. Wir waren einst auch Menschen. Aber Dank unserem Fortschrittsgeist haben wir das armselige Menschen-dasein überwunden und sind zu Übermensch geworden, zu Euren Göttern. Und jetzt begrüsst ehrenvoll unseren Führer den Obergott Schwa.

Alle schauen nach links. Da kommt aber noch nichts:

Nullos: Er kommt. Er ist da. Der Führer der Schiffswürmer.

Schwabelos wird hereingeleitet von Nullos. Es ist eine mannshohe, weisse, etwas verbogene Röhre zu sehen, aus der oben vier Zipfel heraushängen. Unten zwei gelatinierte Füsschen. Eine weisslich-gelbe Schleimspur ergiesst sich unten aus der Röhre. Vier weitere weisse Kalkröhren kriechen hinter Schwabelos her und lecken mit langen, braunen Zungen, die vorne zur Röhre rauskommen, die Schleimspur auf. Alles geht ganz langsam, fast in Zeitlupe. Zagros und Koustos gehen neugierig zu den vier kriechenden Schiffswürmern hin, um sie sich näher anzuschauen.

- Zagros: Was machen die da?
- Koustos: Es sind die Schleimlecker.
- Zagros: Igitt! Die lecken das auf?
- Koustos: Das ist eine grosse Ehre, den Schleim des Schwa aufzulecken.
- Zagros: Und wer sind denn die vier Schleimlecker-Schiffswürmer?
- Koustos: Der da ist Micron, der kurzschwänzige Gott der französischen Schiffswürmer.
 Das hier ist Mirakel, auch Meerekel genannt, die kinderlose Göttin der deutschen Schiffswürmer
 Und hier ist Kurzschluss, der pubertierende Gott der österreichischen Schiffswürmer
- Zagros: Und der Hinterste da? Der mit den zwei schwarzen Schuhbürsten Kopf.
- Koustos: Das ist Buh-Reset, der glatzköpfige Gott der eidgenössischen Schiffswürmer.

Schwabelos setzt sich in sein grosses Becken. Die Schleimlecker lecken alles mit ihren braunen Zungen sauber auf und stellen sich dann in die vier kleinen Becken, die im Chor noch frei sind.

Chor der Schiffswürmer:

Seht, Oh armselige Athener, in diesem primitiven Menschen-theater. Seht die Zukunft, die euch vergönnt sein könnte, wenn ihr recht artig euren Göttern dient, der Krone der Schöpfung, den Schiffswürmern, denen ihr alles verdankt, was euch lieb ist. Verneigt euch vor dem grossen Schwa, der euch erleuchten wird mit unserer transhumanistischen Weisheit.

Schwabelos gibt zuerst ein paar spuckende, kotzende, schleimige Geräusche von sich.

- Schwabelos: Entschuldigt, arme Menschenkinder, dass euer Gott, der Führer der Schiffswürmer nicht von Angesicht zu Angesicht mit euch reden kann, weil ich sonst in der unwirtlichen Bruthitze eures primitiven klimageschädigten Habitates austrockne. Spricht also schnell, bevor ich zurück kehre ins Reich meiner Mitgötter.
- Zagros: Danke verehrter Schwanz. Ich werde mich kurz halten. Ich habe die Vollmachten der Tyrannen von Griechenland, der Polis der Athener und von all denen, die etwas haben. Wir machen euch ein Friedensangebot, wenn ihr in Zukunft unsere Schiffe in Ruhe lässt, und euch anderswo euer Holz sucht. Überlegt gut, denn nicht nur alle Händler, sondern auch sogar unsere Feinde, die Perser und Spartaner und sogar die Piraten und Wikinger sind es satt, dass ihr ihre Schiffe fresset. Aber nun haben wir es endlich gemerkt: Die einzigen Feinde, die wir Menschen gemeinsam haben, seid ihr Schiffswürmer.
- Schwabelos: Ja, so ist es, armseliger Untermensch Zagros. Es scheint tatsächlich so, dass wir Übermenschen, die Schiffswürmer, systemrelevant sind für Euch. Aber das ist immer so bei Göttern. Daran müsst ihr euch gewöhnen.
- Zagros: Ihr habt mich nicht verstanden, Führer Schwanz. Ich bin nicht da um euch anzubeten und um an einem Wurm-Einweihungs-Fest (WEF) ein Schiffswurm zu werden. Ausserdem glauben wird, dass ihr eine höchst primitive wirbellose Lebensform aus dem Kambrium seid und euch nur einbildet etwas Besseres und Höheres als wir zu sein.
- Schwabelos: Ihr beleidigt Eure Götter. Das wird euch leid tun. Ihr habt euch im Tonfall vergriffen! Arme, primitive, fehlerhafte und undankbare Menschen.

Chor der Schiffswürmer:

Undankbare Menschen. Ihr müsst euch überwinden und euer primitives Menschsein ablegen und euch solidarisch weiterentwickeln wie wir, die Schiffswürmer, eure Lebensspender und die Quelle eures Reichtums.

Koustos: Lasst gut sein, Zagros und Schwabelos. Wir werden es mit wissenschaftlichen und juristischen Argumenten versuchen. Wenn ihr erlaubt?

Zagros: Sprich.

Schwabelos: Kurz

Koustos: Entwicklungsgeschichtlich gesehen sind Schiffswürmer viel älter als Menschen. Sie waren schon lang vor den Menschen da. Etwa 200 Millionen Jahre vorher. Sie haben daher sozusagen natürliche Rechte als Eingeborene des Meeres. Als es noch keine Schiffe gab auf den Weltmeeren bohrten sie sich in Stämme von Bäumen, die ins Wasser gefallen waren oder von den Flüssen ins Meer geschwemmt wurden. Die Schiffswürmer haben sich dann spezialisiert darauf Holz zu verdauen, was eine langwierige und höchst komplexe Angelegenheit war mit Enzymen und

Schwabelos: Fasse dich kurz. Es ist trocken hier.

Koustos: Schiffswürmer erleben eine Boom seit ca. 3000 v. Christus als die Schifffahrt im Mittelmeerraum enorm zunahm. In der Bronzezeit. Man kann sagen dass die Schiffswürmer zu einer Plage geworden sind wegen der Schifffahrt und dem globalen Handel der Menschen. Weil man immer mehr Schiffe baute, gab es immer mehr Schiffswürmer. Und deshalb verursacht der Frass der Schiffswürmer heute gewaltige wirtschaftliche Schäden. Die Lebenszeit eines Schiffes beträgt wegen den Schiffswürmern weniger als zehn Jahre. Wir wissen, dass Kolumbus auf seinen vier Entdeckungsfahrten neun

Schiffe verloren hat, die ihm förmlich unter den Stiefeln zerfressen und zerbröseln wurden von Schiffswürmern. Dadurch mussten Schiffe schneller neu erbaut werden als Bäume wachsen und die Entwaldung der meisten Inseln des Mittelmeers war die Folge. Dadurch Austrocknung der Quellen, Auswanderung der Griechen.

Chor der Schiffswürmer:

Und das Klima geht flöten. Das Klima geht flöten. Geht flöööten.

.Zagros: Das reicht danke, Koustos. Es ist klar, dass alle Schäden der Wirtschaft, die immensen Verluste an Menschenleben durch Untergänge von Handelsschiffen und Fischerbooten und Kriegsschiffen. Die Entwaldung der griechischen Inseln. Die Austrocknung von Quellen und als Folge später auch der Untergang dieses schönen Askleioieons, in welchem wir jetzt versammelt sind. Die Schiffswürmer sind schuld daran. Alle Kriege die wir zur See verloren haben. All dies haben wir den Schiffswürmern zu verdanken. Oh wie dumm waren wir, dass wir es nicht früher bemerkt haben. Wie viele Unschuldige haben wir bestraft für etwas, wofür sie gar nicht verantwortlich waren, weil wir meinten sie hätten unsere Schiffe versenkt, unsere Waren gestohlen unsere Fischer ermordet. Es waren die verdammten Schiffswürmer schuld, derentwegen wir Unrecht taten. Aber nun werden wir diesem Unrecht ein Ende bereiten. Denn wir Menschen haben euch nichts zu Leide getan und wir verlangen, dass ihr unser Eigentum respektiert und unsere Schiffe in Ruhe lässt.

Schwabelos: Nein. (spuckt, rotz aus) Mir kommt das Kotzen wenn ich das höre. Das Gegenteil von dem, was Du sagtest, Zagros, ist wahr: Ihr Untermenschen habt uns alles zu verdanken.

Weil wir Eure Götter sind. Euer Schicksal. Indem wir an allem nagen, was euch lieb und wertvoll scheint, und euch nicht mal die Güter wegnehmen, an denen ihr so hängt. Wir sind die Vergänglichkeit, die euch antreibt, schneller, cleverer, besser und göttlicher zu werden. Eben wie wir.

Eure Schätze bedeuten uns nichts. Wir können nichts mit ihnen anfangen. Wir sind nur am Holz interessiert von euren Schiffen. Ihr seid doch selber doof, dass ihr Eure Schiffe ausgerechnet mit Holz baut. Mit dem, was in Euren Kähnen darin untergeht, haben wir nichts zu tun. Für uns ist es Abfall. Aber ihr lebt davon. Und das Einzige was euch bleibt, wenn ihr aus diesem primitiven Dilemma herauskommen wollt: Werdet Schiffswürmer. Oder zeichnet ein paar Fonds die wir aufgelegt haben. Es gibt grad gute Renditen auf Regenwaldholz und privatisierte Aufforstungsprojekte der UNO.

Chor der Schiffswürmer:

Die Menschen auf der Insel des Nichts lieben und verehren uns. Wir sind es, die sie ernähren mit all den wundervollen Dingen, die mit den Schiffen, die wir fressen, untergehen. Und die Nullos füllen sich ihre Höhlen mit dem Gold und Silber und Kupfer, das sie vom Meeresgrund sammeln. Und sie schicken das Gold heimlich zu ihren Familien in Athen und deshalb sind die Athener so reich und können sich Paläste bauen lassen, die sie niemals selber verdient hätten. Deshalb lieben uns die Menschen auf der Insel des Nichts. Ihr seid nur was ihr seid wegen uns, Euren Göttern, den Schiffswürmern.

Schwabelos: Danke, mein edler Chor der Getreuen. Sie werden Euren Gesang nicht gerne hören, die dummen und eingebildeten Athener, weil sie meinen sie hätten ihren Reichtum selber er-

schafft. Aber es sind eben nur hinterlistige Diebe, die sich an den Gütern anderer bemächtigen, deren Schiffe wir versenken. Sie berauben ihre eigenen Freunde und ihre Feinde ohne Unterschied. Aber heimlich und feige, nicht mutig wie Piraten und Wikinger. Sondern klamm und im Verborgenen und hoffen dass es niemand erfährt, obschon es jeder weiss, der es wissen will.

Alles, was ihr habt, Athener, habt ihr vom Meeresgrund rund um die Insel des Nichts zusammengerafft; aus den Wracks der Schiffe, die mit Gold und Lebensmitteln beladen unterwegs waren. Und jetzt tun ihr so als könntet ihr Forderungen an uns stellen. An uns, denen ihr euren ganzen Reichtum verdankt.

Aber wir Götter haben euren Dank nicht nötig. Ihr seid so primitiv, dass ihr nicht mal davon träumen dürft jemals meine Schleimspur aufzulecken.

Zagros: Mir reicht es, Du Schleimpropf in der Kalkröhre. Ihr zerstört nicht bloss Holz und Schiffe. Ihr zerstört die Krüge unserer Vorräte, unserer Kunst und die Gefässe unserer Gemeinschaft. Ich erkläre euch hiermit den Krieg.

Schwab: Gerne. Schickt vor allem viele Kriegsschiffe. Aus Eichenholz, wenn ich bitten darf. Wir sind hungrig und fressen nicht jeden billigen Kielbalken aus Pappelholz.

Zagros: Nein, so blöd sind wir nicht, du jämmerlicher Schleimschwanz. Wir werden euch genau so vernichten wie wir euch bisher vermehrt haben.

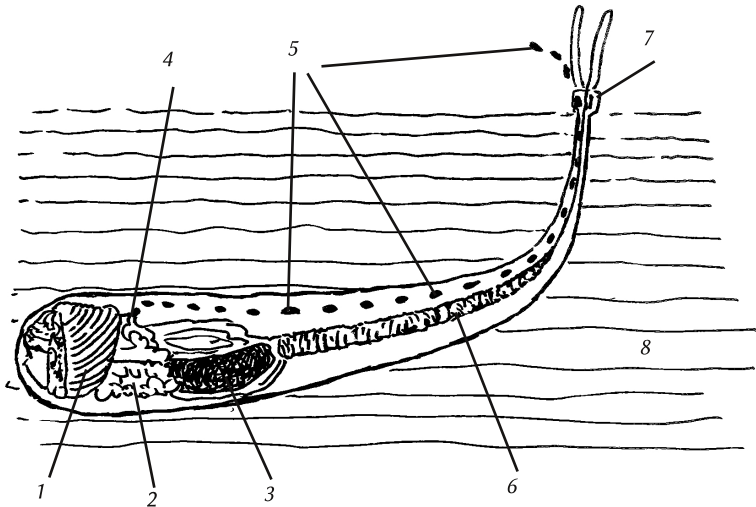
Schwabelos: Ja? Wie denn?

Zagros: Wir werden sofort alle unsere Schiffe aus dem Wasser neh-

men und dann schauen wir in Ruhe zu wie ihr verhungert ohne uns. In spätestens drei Jahren seid ihr und eure üble Brut alle verreckt. Fahrt zur Hölle!

Chor der Schiffswürmer:

Oh ihr dummen Athener. Ihr werdet bald sehen, wer von uns zuerst verhungert.



Schematische Darstellung eines Schiffsböhrwurmes. 1: Zu einem Bohrkopf umgebaute Muschelschalen. 2: Verdauungsdrüsen. 3: Magen mit Gärkammer, in welcher Mikroorganismen das abgeschabte Holz verdauen. 4: Anus, Darmausgang aus welchem Kotpellets (5) aus der Kalkröhre hinaus befördert werden. 6: Langezogener, wurmartiger Körper, der den Gasaustausch ermöglicht. 7: Kiemen und Verschlusskappe, mit welcher der Eingang in die Kalkröhre, mit der die Wand des Bohrloches ausgekleidet ist, verschlossen wird. 8: Holz

Die Schiffswürmer – Saraki **Komödie von Aristophanes**

Dritter Akt

Was bisher geschah: Die Athener und ihre Verbündeten haben den Schiffswürmern den Krieg erklärt und wollen sie aushungern, indem sie alle ihre Schiffe an Land ziehen. Sie haben dabei verdrängt, oder übersehen, dass ihr Wohlstand selber von den Schiffswürmern abhängt.

Zagros:	Der Feldherr
Chrysanthemos	Der Tyrann
Koustos	Der Meeresbiologe
Sokrates	Sokrates
Nullos	Chef der Bewohner des Nichts
Securitos	Ein Palastwächter

Der Chor der Schiffswürmer ist ausgetrocknet. Die zwölf Kalkröhren stehen zwar noch in den Hundefutternäpfen. Es hat aber kein Wasser mehr darin und die Sänger geben nur mehrstimmige ächzende Geräusche von sich. Das tun sie gleich am Anfang des 3. Aktes ausgiebig und es entsteht der Eindruck, dass sie klagen und es ihnen nicht gut geht, ja dass sie krank und sterbenselend geworden sind.

Auf seinem Thron im Palast in Athen ist der Tyrann Chrysanthemos eingeschlafen. Feldherr Zagros betritt die Szene mit einer Schubkarre. Als Zagros die Schubkarre geräuschvoll abstellt, wird der Tyrann aus seinem Traum gerissen und fantasiert schlaftrunken.

Tyrann: Asklepios? Bist du es? Ja, komm grosser Heiler! Ich höre dich.
Aber ich versteh dich nicht

Feldherr: Ich bins. Dein Feldherr Zagros

Tyrann (aufwachend): Ach ihr! Was macht ihr hier?

Tyrann Chrysanthemus steigt vom Thron und beschaut sich die seltsamen Dinge in der Schubkarre. Sie sehen aus wie grosse Teile von zerbrochenen Röhren aus Porzellan, oder weissem Plastik. Halb durchsichtig. Zwischen den Bruchstücken tropft Schleim auf den Boden.

Tyrann: Was, bei allen Göttern ist das?

Feldherr: Es sind die Überreste von getöteten Schiffswürmern.

Tyrann: Und wo habt ihr sie gefunden?

Feldherr: Im heiligen Zypressenhain des Apoll.

Tyrann: An Land?

Feldherr: Sie waren ...- wie soll man sagen - in einer Art umgekehrten Taucheranzügen. Sie steckten in gelatinösen Rüstungen, die mit Wasser gefüllt waren, damit sie nicht vertrocknen. Eine ganze Abteilung. Etwa dreissig Stück.

Tyrann: Waren sie bewaffnet?

Feldherr: Sie hatten eine Motorsäge bei sich. Einer der Würmer sägte damit Zypressen um, die anderen bohrten Löcher in die Stämme, zogen Seile durch die Löcher und schleppten damit die entasteten Bäume ins Meer, um mit dem Holz ihr hungernes Volk zu ernähren.

Tyrann: Dann scheint also unsere Strategie aufzugehen, sie zu Tode zu hungern, indem wir unsere Schiffe ans Trockene ziehen. Sie sind am Ende.

Feldherr: Nicht ganz verehrter Tyrann. Es gibt einen Aufstand von Frauen, die endlich wieder Waren auf dem Markt sehen wollen,

die nicht nur aus Bohnen, Bohnen oder Bohnen bestehen. Zum Beispiel auch Lederschuhe aus Halikarnassos, Seide der Gelbhäutigen, Schminke und Eyeliner aus Ägypten und Wein aus Kreta. Die Geduld der Damenwelt ist zu Ende.

Tyrann: Seis drum. Zuerst müssen die Schiffswürmer ins Gras beissen, verrecken und ausgerottet werden, dann können wir wieder unser Geld zum Fenster raus schmeissen und feiern.

Feldherr: Lysistrata ist auch bei den Demonstrantinnen.

Tyrann : (gähnt) Ist wieder ein Sexstreik angesagt?

Feldherr: Es scheint so.

Tyrann: Das wird in die Hosen gehen, weil seit dem letzten Sexboykott die meisten Ehemänner homosexuell, umgebaut zu Frauen und dann lesbisch, transsexuell oder protransdrische Zwitter geworden sind wie die Schiffswürmer.

Feldherr Man macht sich Sorgen, dass schon soviele Athener-Sternchen-Innen sich den Schiffswürmern annähern und ihre Sitten annehmen.

Tyrann: Ach was, Zagros, das wächst sich aus.

Feldherr: Ich habe noch eine Überraschung für Euch.

Tyrann: Ein Geschenk?

Feldherr: Urteilen sie selbst: (brüllt nach links): Bringt ihn herein!

Zwei Soldaten bringen ein mannshohes Kalkrohr herein, das sehr ähnlich aussieht wie das von Schwabelos. Sie stellen das Rohr vor den Tyrannen. Der Feldherr zieht sein Schwert. Er haut auf die Kalkröhre, die dabei zerbricht wie Glas und darin kommt der Meeresbiologe Koustos zum Vorschein.

Tyran: Koustos!?

Koustos: Ich kann das erklären, hochverehrter Tyrann Chrysanthemos..

- Tyrann: Wo habt ihr ihn gefunden?
- Feldherr: Im Wald mit den Schiffswürmern.
- Tyrann: Und weshalb war er in dieser Kalkröhre?
- Koustos: Schiffswürmer sind sehr scheue und ängstliche Tiere. Ich musste mich tarnen, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Also hab ich die Röhre vom Schwanz angezogen und dann sind sie mir gefolgt.
- Tyrann: Wie kommen sie dazu den Schiffswürmern zu helfen! Sie sind ein Verräter und haben unserem Feind geholfen das Holzembargo zu umgehen.
- Koustos: Es war eine humanitäre Aktion, verehrter Tyrann. Die armen, traumatisierten Tiere wussten ja nicht wo es Holz hat, weil sie noch nie an Land waren. Schiffswürmer wissen ja nicht einmal, dass das Holz, das sie fressen, von Bäumen stammt. Es hat lange gedauert bis ich es ihnen erklärt hatte, dass die Schiffe nicht an Land wachsen, sondern nur das Holz aus dem sie gebaut wurden ...
- Feldherr: Koustos hat auch die Motorsäge bedient.
- Koustos: Schwanz und seine Schiffswürmer sind handwerklich sehr ungeschickt. Eigentlich unbrauchbar. Ich musste ihnen helfen. Es war ein Auftrag des Tierschutzbundes. Sie stellen sich auf den Standpunkt, dass das Holzembargo gegen die Schiffswürmer eine unerlaubte Kriegsführung gegen die Zivilbevölkerung der Schiffswürmer darstellt, weil sie gar keine Krieger und keine Armee besitzen und ausser im Holz zu bohren absolut gar nichts können.
- Tyrann: Bah! Was geht mich der Tierschutzbund an. Nur ich gebe hier die Aufträge. Ausserdem seid ihr, Koustos, von der Polis von Athen angestellt.
- Koustos: Ja, aber ihr bezahlt ja nichts.
- Tyrann: Wir bezahlen mit der Ehre des Amtes

- Koustos: Kann man das essen?
- Tyrann: Sprich Meeresbiologe: Woher kommen die vielen Eulen, die du von den Würmern erhalten hast, um diese Motorsäge zu bauen, die ich vorher noch nie gesehen habe.
- Koustos: Das ist leider geheim.
- Tyrann: Bringt die Folterknechte!
- Koustos: Nein, okay. Ich sage es euch. Die Schiffswürmer haben uns erlaubt, das Gold vom Grund des Meeres abzutransportieren mit Schiffen, wenn wir ihnen – als Gegengeschäft - helfen, dass sie überleben können. Und weil wir Athener selber nur überleben wegen ihnen, fanden wir es sei eine humanitäre Aktion obwohl wir eigentlich Tieren helfen. Ist halt etwas kompliziert dieser Tatbestand.
- Tyrann: Wir haben schon begriffen.
- Feldherr: Wir haben auch das Schiff von Koustos ausfindig gemacht. Sie sind in der Nacht ausgefahren. Und das Gold, Silber und Kupfer haben sie an der Universität verteilt.
- Tyrann: Aber etwas versteh ich nicht. Wieso ist das Schiff nicht von den elenden Schwanzwürmern versenkt worden?
- Koustos: Wir haben im Rahmen unserer Forschungsprojekte herausgefunden, dass man die Schiffe schützen kann.
- Tyrann: Und das sagen sie erst jetzt? Wie denn schützen?
- Koustos: Mit Opferholz.
- Tyrann: Opferholz?
- Koustos: Es ist eine zusätzliche Beplankung, die man aussen am Schiffsrumpf anbringt, die von den Würmern gefressen wird, während die innere Beplankung verschont und das Schiff dicht bleibt.
- Tyrann: Ihr opfert den Schiffswürmern? Das wird unseren Göttern nicht gefallen, wenn sie davon erfahren. Ausserdem habt ihr

die Schiffswürmer illegal gefüttert, statt meinen Befehl auszuführen sie zu Tode zu hungern. Jetzt geht mir langsam ein Licht auf, weshalb das Aushungern so lange dauert. Wir wurden hintergangen von Verrätern, die mit dem Feind gemeinsame Sache machen.

Koustos: Nicht nur ich. Auch der Tierschutzbund. Praktisch alle Bürger von Athen sind schon Mitglieder.

Feldherr: Wer sind diese Leute vom Tierschutzbund?

Koustos: Es sind die früheren Bewohner der Insel des Nichts. Sie sind als Flüchtlinge zu uns gekommen. Und auch praktisch alle ihre Athener Verwandten unterstützen seither den Tierschutzbund. Ausser Sokrates.

Tyrann: Warum unterstützt das Volk den Wurmenschutz?

Koustos: Weil es seit dem Embargo keine neuen Waren mehr gibt auf dem Markt. Die Nullos, die glücklichen Menschen von der Insel des Nichts, haben jetzt wirklich nichts mehr. Deshalb sind sie zu uns gekommen, und arbeiten nun hier. Und jetzt sind sie zum ersten Mal im Leben wirklich unglücklich.

Tyrann: Das ist ja nicht so schlimm. Ich fand es immer ungerecht, dass diejenigen, die nichts haben, auch noch glücklich sind. Da fehlt doch die Motivation etwas zu tun.

Palastwache: Grosser Tyrann! Es sind schon wieder Flüchtlinge angekommen.

Tyrann: Wo kommen sie her?

Palastwache: Es sind die letzten Bewohner der Insel des Nichts. Sie wurden von Aktivisten des Tierschutzbundes empfangen. Nullos ist ihr Chef.

Feldherr: Bringt ihn her!

Nullos wird hereingeführt

Nullos: Ah, Feldherr Zagros. Welch unerfreuliches Wiedersehen!

Feldherr: Können Sie erklären, Nullos, weshalb sich der Tierschutz für

- Flüchtlinge einsetzt. Das sind ja keine Tiere?
- Nullos: Aus Solidarität. Die Schiffswürmer sind unbewaffnete Zivilisten wie wir und es widerspricht der Kriegskonvention, sie zu töten. Ausserdem leiden wir Nullos unter dem Schiffsembargo genau gleich wie die armen, wehrlosen Tiere. Wir hungern auch.
- Tyrann: Ihr müsst halt jetzt ein bisschen auf die Zähne beißen und den Gürtel enger schnallen. Sobald der Handel wieder normal funktioniert sind alle Dinge wieder da und die Händler besuchen uns wieder aus aller Herren Welt.
- Feldherr: Ja, aber wir haben dann kein Geld mehr, um ihre Waren zu kaufen, weil ja nichts mehr von der Insel des Nichts reinkommt.
- Tyrann: Aha. Verstehe. Und was machen wir jetzt?
- Feldherr: Jetzt sind wir am Arsch.
- Nullos: Nein. Noch nicht. Wir müssen ja nicht sagen, dass wir von geklauten Waren der versenkten Schiffe leben. Man muss das nur ein wenig anders darstellen.
- Tyrann: Und wie genau sollen wir das anders darstellen?
- Nullos: Wir könnten zum Beispiel die Insel des Nichts zu einem marinen Schutzgebiet für die Schiffswürmer erklären.
- Feldherr: Ja, aber wer ist so dumm mit seinem vollbeladenen Schiff dann genau da durch zu fahren.
- Tyrann: Ganz einfach. Wir sagen in Zukunft, dass es nicht die Insel des Nichts ist, sondern die Insel die es nicht gibt. Und wir verbieten bei Todesstrafe, die Insel die es nicht gibt, auf irgendwelchen Karten einzuzichnen. Wenn dann ein Schiff absäuft, ist es ein Fall für die Versicherung und damit erledigt.
- Sokrates: Und was ist mit dem Opferholz? Wenn alle den Trick kennen, wird kein Schiff mehr sinken und ihr werdet leer aus-

gehen und nur die Würmer freuen sich.

Tyrann: Ist es nicht verboten anderen Göttern zu opfern als den eigenen?

Feldherr: Nicht wirklich.

Tyrann: Und ist es verboten anderen Göttern zu opfern, wenn ich es verbiete?

Feldherr: Dann schon.

Tyrann: Wir werden also nicht dulden, dass Fremde unseren Göttern opfern.

Feldherr: Niemals werden wir das dulden. Bei Todesstrafe nicht.

Tyrann: Also bleibt uns nichts anderes übrig als pro forma die Schiffswürmer zu unseren Göttern zu erklären und zu verordnen dass nur zertifizierte Athener ihnen opfern dürfen. Mit Opferholz an den Schiffen.

Feldherr: Aber wie wollen wir das begründen.

Koustos: Aus Tierschutzgründen. Um die Populationen der Schiffswürmer für die Nachwelt nachhaltig zu erhalten. Oder so. Jeder wird es verstehen. Das Volk versteht manchmal mehr als wir meinen.

Sokrates: Es gibt noch ein philosophisches Problem dabei.

Tyrann: Wen interessiert's?

Sokrates: Die kosmische Ordnung und die Götter.

Tyrann: Und was ist das Problem.

Skrates: Es sind zwei.

Tyrann: Erstens.

Sokrates: Es kann keine Insel geben, die es nicht gibt. Denn entweder gibt es sie, oder es gibt sie nicht. Denn da wo eine Insel wäre, die es nicht gibt, ist doch das Meer, und eben gerade nicht die Insel, die es nicht gibt.

Feldherr: Kannst Du das nochmals erläutern, langsam bitte.

- Sokrates: Da wo ein Haus steht, das es nicht gibt: Steht da ein Haus, oder steht da kein Haus?
- Feldherr: Es steht da kein Haus. Ist doch völlig klar.
- Sokrates: Nein, eben gerade nicht. Wenn man sagt es stünde ein Haus da, das es nicht gibt, steht genau das da: Ein Haus, das es nicht gibt.
- Feldherr: Von mir aus, können wir weitermachen.
- Tyrann: Ja, Sokrates. Niemand kann dir folgen wie immer, aber wie lösen wir denn nun das Problem.
- Sokrates : Indem ihr das tut was ihr am besten könnt: Weiter wursteln und so tun als gäbe es nichts zu sagen.
- Tyrann: Zensur.
- Sokrates: Jetzt ist es draussen. Wenn man verbietet darüber zu reden ist schon fast alles gewonnen. Und jedes Problem schon fast gelöst.
- Tyrann Und das Zweite Problem.
- Sokrates: Das zweite Problem ist, dass ihr mit Weiterwursteln wie bisher euer Problem nicht lösen könnt, dass ihr nämlich davon lebt andere und euch selber zu berauben. Und dass dies unehrenhaft ist und, dass es deshalb eine Form von Zivilisation ist, die ihren Namen nicht verdient und deshalb untergehen muss. Weil sie nicht ist, was sie ist.
- Tyrann: Untergehen? Na und? Dann gehen wir eben unter. Irgendwann muss jeder den Löffel abgeben. Und wenn wir uns bis dahin noch ein schönes Leben machen können, dann wo ist das Problem?
- Sokrates: Es könnte sein, dass Eure Kinder das hören.
- Feldherr: Die sind mit der Rettung des Klimas beschäftigt. Die haben keine freie Schulzeit und keine freien Hirnzellen mehr, um sich seriös um ihren eigenen Untergang zu kümmern.

- Nullos: Ich sehe das Grundproblem so. Wir wissen doch seit Jahrhunderten, dass wir Athener nur von Raub, Plünderung und Kriegszügen leben. Aber die Anderen? Machen die es denn besser? Oder anders? Die Spartaner, Ägypter, Perser. Was ist mit denen? Die machen es doch genau gleich wie wir. Weshalb also sollen ausgerechnet wir versuchen Gutmenschen zu sein? Soll doch einer der Moralapostel es mal vormachen. Wenigstens haben wir Griechen unseren Ruf verbessern können, weil wir zwar Güter von Handelsschiffen plündern, aber nur indirekt mit Hilfe der Schiffswürmer, also so, dass wir keine Piraten sind und uns nichts Illegales zu Schulden kommen lassen müssen. Wir holen ja nur die gestrandeten und versenkten Güter ab und verteilen sie unseren Familien in Athen, lassen es uns damit gut gehen, bauen schöne Tempel und feiern kulturell hochstehende und zivilisierte Theaterfeste. Alle anderen fragen sich schon lange: Wie machen denn die Athener das? Die produzieren ja selber gar nichts.
- Sokrates: Das fragen sich vermutlich die Athener selber auch. Ich jedenfalls schon länger.
- Tyrann: Ich finde Nullos hat sehr gut und ehrlich geredet. Wir müssen uns nicht entschuldigen für das Glück, dass wir eine so ergiebige Quelle für unser kleines blühendes Stadtstäätchen gefunden haben.
- Feldherr: Und die meisten Bürger wissen doch nicht mal von ihrem Glück. Mir war das ja auch nicht bewusst. Sollen wir den so reich beschenkten Athenern, nur weil wir jetzt mehr wissen, ein schlechtes Gewissen machen? Seit Generationen kommt von Verwandten, die auf der Insel des Nichts leben, alles was sie brauchen zu ihnen. Und wenn man sie fragt woher die schönen Dinge kämen, sagen sie, sie hätten sie gekauft.
- Nullos: Und das stimmt sogar indirekt. Sie haben es bezahlt mit dem Gold aus den versenkten Schiffen vor der Insel des Nichts.

Tyrann: Dann geht ja alles auf. Und ich sehe eigentlich nicht wo das Problem ist? Und wir wollen es jetzt mit der Moral nicht übertreiben. Nicht wahr? Man sieht ja bei Sokrates wo man hinkommt, wenn man sich nur um Tugendhaftigkeit kümmert. Wir dürfen auch für uns schauen.

Sokrates: Du meinst wohl dass man damit zum Nestbeschmutzer wird, wenn man sagt, was man denkt?

Tyrann: Jetzt wo du es sagst: Ja.

Sokrates: Da bin ich aber gespannt, was die Götter sagen werden, wenn ihr Morgen auf der Akropolis mit dem Bau eines Heiligtums für die Schiffswürmer beginnt und ihr für die Würmer Opferholz an euren Schiffen anbringt.

Feldherr: Da mach ich mir wenig Sorgen, lieber Sokrates. Wir haben Pallas Athene an unserer Seite.

Tyrann: Und Poseidon auch. Die Schiffswürmer sind ja seine Geschöpfe.

Nullos: Dann ist also, verehrter Tyrann Chrysanthemos, das Embargo hiermit beendet und wir können morgen wieder zur Insel des Nichts zurück?

Tyrann: Nein!

Nullos: Weshalb nicht?

Feldherr: Das versteh ich jetzt auch nicht.

Tyrann: Es gibt diese Insel doch nicht. Wie wollt ihr denn da hinkommen?

Nullos: Ach ja, stimmt.

Feldherr: Kapiert. Scherzkecks.

Der Feldherr und der Tyrann gehen lachend ab. In den Chor der Schiffswürmer ist wieder etwas Leben zurück gekehrt. Die Kalkröhren sind in einen ächzenden Jubel ausgebrochen. Nullos kommt mit der Spritzkanne und füllt die Becken, in denen sie stehen. Und sie werden zunehmend lauter und choraler. Sokrates bleibt zurück.

Sokrates: So steht's, liebe Athener. Wir wollten an dieser Stelle ursprünglich noch einen vierten Akt anhängen. Aber Aristophanes meinte man könne sich die Kosten sparen und auch Eure Kosten, denn Zeit ist ja Geld. Und ich soll euch doch am Schluss einfach erzählen wie es weiterging. Das ist auch relativ kurz und bündig möglich. Wie ihr an euch selber erkennt, ging es wie gewohnt weiter. Mehr oder weniger wie vorher. Bis auf einige, die mit ihrem verlorenen, früheren Glück des Unwissens etwas unglücklicher wurden. Deshalb ist Wissen ja immer etwas destruktiv für die Psychohygiene. Wenn etwas ein Wunsch von euch wäre, dann doch der, dass ihr wünscht, ihr hättet nie danach gefragt hättet und wärt lieber zum Psychiater gegangen, der euch erklärt, dass ihr voll okay seid, nur die Umwelt kaputt, und ihr danach ganz stolz sein dürft, dass ihr nichts ändern müsst, sondern nur die anderen.

Chor der Schiffswürmer:

Glücklich ist,
wer vergisst
was nicht zu
verändern ist.

Sokrates Und bei den Göttern auf dem Olymp? Bis auf Poseidon und Athene waren alle extrem sauer wegen dem Heiligtum für die Schiffswürmer auf der Akropolis. Wenn es so weitergeht drohte Göttervater Zeus, dann bauen sie demnächst noch einen Tempel für Bettwanzen. Dies ist nicht nötig, entgegnete darauf Hermes: "Jeder hat einen solchen schon zuhause.". Das Gelächter hättet ihr hören müssen. Ja, so reden die Göt-

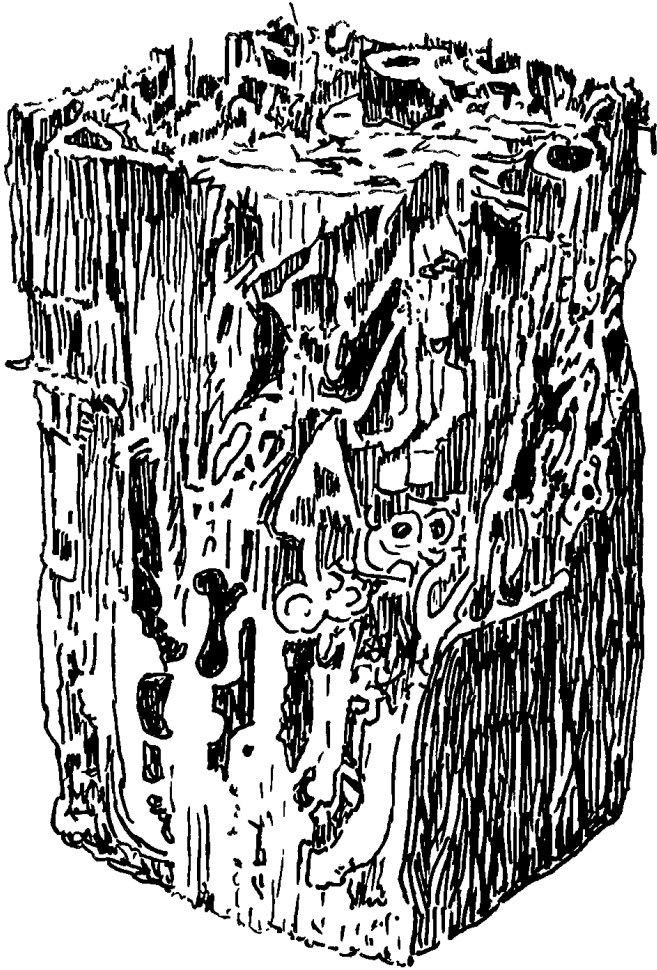
ter über Euch Athener. Poseidon wurde aufgefordert darzulegen, wie man anderen Religionen gegenüber den Umstand erklären kann, dass es nun einen neuen Tempel gibt auf der Akropolis und wenn die verfluchten Heiden den Olymp lächerlich machen und fragen, wozu zum Teufel die Griechen ein Heiligtum für Schiffswürmer brauchen. Ist den Schwabelos ein neuer Gott bei euch? Poseidon argumentierte so, dass er die Schiffswürmer aus zwei Gründen für lebenswichtig hält. Erstens brauche man sie für das Recycling von Holz, das ins Meer gefallen ist, oder da angeschwemmt wird. Schiffswürmer halten das Meer frei und schiffbar. Und zweitens sind sie Innovationstreiber. Sie treiben als Schädlinge die Menschen dazu an, bessere Schiffe zu bauen, die nicht mehr untergehen können, wie zum Beispiel die Titanic.

Überzeugt hat vor allem der Begriff des Recycling. Die Schiffswürmer wurden daher neu Halbgötter des Recyclings weil sie den Athenern helfen, Abfälle aus versenkten Schiffen gewinnbringend wiederzuverwerten und, weil damit der Klimawandel und Finanzcrash abgesagt waren.

Der Chor der Schiffswürmer jubiliert den Umständen entsprechend. Sokrates ab. Nullos stellt die Giesskanne ab. Wendet sich dem Publikum zu.

Nullos Das war's. Ich fahr dann morgen auf die Insel des Nichts zurück. Ihr könnt leider nicht mit mir mitkommen. Wenn jetzt aber wider Erwar- ten noch jemand im Publikum zu glücklich ist, hätten wir für morgen noch zwei Tickets zu verlosen für eine Tragödie von Aeschylus. Da können sich Glückspilze mal wieder so richtig Scheisse fühlen, wenn sich die jähzornigen Götter gegen die wehrlosen Menschen verschwören.

Ende der Komödie



Schiffahrt nach Kalymnos

Logbucheintrag vom 22.8.2021, Kos, Grienchenland.

Aufstehen um halb Sechs. Baden. Frühstück. Im Restaurant riecht es am Morgen schon nach frittierten Würsten. Man fühlt sich gleich schmutzig. Und dann diese unsäglichen Plastikblumen! Alle zu üppigen Sträussen eingestellt. Wenn ich die staubigen, duftlosen, aber bis zur Schmerzgrenze farbig sich benehmenden Lebensimitate betrachte, bekomme ich einfach nur Lust aufzustehen und raus zu gehen. Ob es einen klaren Brunnen gibt, um den Durst nach Echtheit zu löschen?

Um 10.30 geht des Schnellboot nach Kalymnos. An der Hafenumole in Kos erscheint um zehn Uhr eine junge dynamische Polizistin, die alle Corona-Papiere der Passagiere sehen will. Ich habe einen frischen PCR-Test ausdrucken lassen im Hotel. Auch meinen WHO-Impfpass habe ich dabei. Alles in Ordnung. Reine Theatervorstellung einer Kontrolle. Auch hier. Aber gut gespielt. Aristophanes hätte seine Freude daran. Man lässt die zierliche Frau mit Maske in der dunkelblauen Polizeiuniform in ihren hohen Kampfstiefeln gewähren. Das Pistolenhalfter baumelt schick an den Hüften der Schönheit, deren Gesicht man allerdings hinter der blauen Chirurgiemaske leider nicht sehen kann. Dafür guckt ihr kastanienbrauner Rossschwanz unter der Polizei-Baseballkappe hervor und wedelt im Wind. Zu ihr passend gesellt sich die untadelige Unterwürfigkeit der Wartenden. Wenig Touristen. Eine Gruppe älterer Franzosen. Viele Griechen. Insgesamt vielleicht fünfzig Leute.

Jeder klaubt irgendwelche Papiere aus farbigen Plastik-Sichtmäppchen, Man macht den inneren Bückling vor dem strengen Auge der Staatsmacht. Man spielt nach Vorlage mit und versucht gar nicht den absurden Ernst der Lage aufzuheitern. Die Angst vor der Willkür der Polizeimarionetten ist jedenfalls grösser als diejenige vor einer sogenannten Pandemie. Alle wollen das Kontrolltheater ohne Krawall und mit Anstand zu Ende bringen. Jeder versucht Ernst zu bleiben. Man würde sich mit Humor nur Är-

ger machen. Das ist nicht nötig. Die junge Polizistin will ja auch den Sonntag noch etwas geniessen, wenn die Aufführung vorbei ist.

Im Schnellboot trage ich keine Maske. Niemand sagt etwas. Die Fahrt geht rasant an Psalimos vorbei. Die Schnellfähre überholt alle Ausflugsboote, die von Kos nach Kalymnos unterwegs sind: eine veritable Armada. Vor zwölf Uhr mittags komme ich im Hafen von Pothia an, der Hauptstadt der Insel Kalymnos. Das Hotel Olympic, das ich für eine Übernachtung gebucht habe, ist das grösste Haus grad direkt an der Hafenstrasse. Der Mann an der Reception trägt eine Hans Albers Seemannsmütze und einen blauen Lappen am Kinn. Ein Update von Käpt'n Blaubär.



Pothia
Logbucheintrag 22.August 2021
Hotel Olympic, 2. Stock Zimmer 210,

Auf dem Bett liegend schaue ich zur Glastüre, die nach draussen auf einen kleinen Balkon führt. Im Himmel über dem Balkongeländer weht eine Piratenfahne am Hauptmast eines Ausflugschiffes. Mein Hotel Olympic liegt direkt am Hafen mit Ausblick über alle Boote, Lastkähne, Autos, Fischkutter, Restaurants, Eisdielen und Souvenirshops von Pothia. Jetzt ist mir klar, wohin all die Ausflugsboote morgens in Kos auslaufen. Sie kommen hierher um die Menschen Shopping zu führen auf dieser Insel. Der Verkehr mit der nahegelegenen Türkei ist wegen Corona verboten.

Um fünfzehn Uhr legt das Piratenschiff ab. Es wird wohl zwei Stunden benötigen bis es wieder in Kos ist. Jetzt wo die Touristenboote weg sind, wird es im Hafen ruhiger. Dazu kommt, dass heute Sonntag ist. Wolkenlos, strahlend, schön, heiss, aber windig. Wie schon die ganzen zehn Tage, zuvor, seit ich aus der Schweiz abgereist bin.

Um achtzehn Uhr, nach einem langen Spaziergang durch das menschenleere Städtchen, und an der endlosen Reihe von vertäuten Yachten vorbei, die alle unbewohnt scheinen, kaufe ich ein Gyros und etwas Retsina und setze mich auf den Balkon meines Hotelzimmers, der wie ein Logenplatz den perfekten Überblick über das Halbrund des Hafens, Stadt und Umgebung bietet. Ich schaue mehr als eine Stunde einfach den Leuten auf dem Hafengeweg zu, und wie sie in Autos und auf Töffs vorbeifahren. In einem der Schwammtauchershopboote ist der ältere Verkäufer manchmal in Gespräche mit interessierten Klienten verwickelt. Ohne Hektik. Viele ältere Einheimische, Frauen, oft sorgfältig in Schwarz gekleidet, schreiten zielstrebig nach rechts und schauen dabei zu einer Kirche auf, die etwas erhöht über dem Hafen thront und wo nun die Glocken läuten. Lange und immer wieder. Auf der Terrasse vor der Kirche ist bereits eine dichte, bunte Menschenmenge versammelt. In ihrer Mitte strahlt ein hell golden leuchtendes, kleines Fischerboot.

Kurz nach neunzehn Uhr zerreißt eine brutale Explosion die Stille des Sonntags. Der fürchterliche Knall dröhnt wie ein Peitschenschlag durch die Arena der Stadt und prallt hin und her zwischen den Felsen der Berge, die Pothia umgeben. Ich zucke zusammen. Der Balkon zittert. Was war das? Dann erneut: Bumm! Ein Donnerschlag an der Schmerzgrenze. Darauf gespanntische Ruhe in der Hafenstadt. Oder ist es die Taubheit nach dem Schalltrauma? Am Bergabhang auf der gegenüberliegenden Seite des Hafenes erspähe ich eine weisse Wolke, wenig oberhalb einer riesigen, griechischen Fahne, die auf die Felsen gemalt wurde. In der Nähe, auf einem Felsvorsprung, leuchtet das schneeweisse Gemäuer einer kleinen Kapelle im untergehenden Licht der Abendsonne. Da sehe ich einen Blitz, dann eine Wolke, die aus ihm schiesst und zwei Sekunden später zerreißt erneut ein furchtbarer Knall die Stille. Und nochmals: Blitz, Wolke, Bumm! Die Salutschüsse werden aus dem Felsen abgefeuert, wo sie wieder und wieder immer zu zweit hintereinander mit gigantischen Pauckenschlägen die Stadt zudröhnen, und sich wie Berge aus Lärm hin- und herwerfen und schliesslich über die Hügel schwappend draussen im Meer versickern.

Es muss ein Feiertag sein, denke ich. Und ich stelle fest, dass ich mich zu seinem Genuss offenbar gerade rechtzeitig auf den Balkon gesetzt habe. Um 19.15 Uhr, nach circa zwanzig Böllern, ist das Gedonner vorbei und aus der Taubheit erwacht das fröhliche Geplapper des Sonntagabends, das Geläuf in den schönen Hosenröcken und den frisch gebügelten, weissen Hemden und der Kampf um die besten Plätze in den Hafenrestaurants.

Die Nacht ist mystisch. Der Vollmond erhebt sich. Er wird majestätisch, angeführt und geleitet von einem hellen Planeten, der gleichsam die Bahn des Mondes am Himmel vorzeichnet. Die beiden bewegen sich in einem grossen Bogen ganz langsam nach rechts in die Höhe. Morgens um vier werden sie wohl genau über dem Kirchturm stehen und über dem goldenen Schiff. Das mit bunten Wimpeln dekorierte Boot ist noch immer umringt von einer tanzenden Festgemeinde. Die Menschen sind in ein warmes, strahlend goldenes Licht getaucht. Es sieht aus als würde das Schiff unbeschadet und rauchlos brennen, umarmt von Flammen. Ein Gefährt des Himmels. Ein gelandeter Stern.



Morgen in Pothia

Um sieben Uhr geht die Sonne auf hinter einem Hügel auf der Ostseite des Hafens und sie scheint exakt in mein Zimmer, genau auf mein Kopfkissen. Eine unbegreifliche Sinnhaftigkeit liegt in diesem allesumarmenden Morgen. Und die Welt tut so, als wäre nichts geschehen. Die Schiffe schaukeln und das Wasser glitzert schelmisch. Nach der Mondnacht am Sonntag kommt der Montag. Ist es die Sprache und unser Bewusstsein die diese Stimmung von unfassbarer Bedeutungsfülle erzeugt? Die Richtigkeit des Lebens? Es ist verständlich, dass der Mensch bei der Betrachtung des Himmels und seiner Gestirne eine strenge, ewige, klare, scharfe, sekundengenaue Ordnung erkennt, während die Welt hienieden sich in einer Art Unschärfe mitdreht, fast wie beim Blick ohne Taucherbrille im Wasser. Dass man also in der Welt der Zeitlichkeit und des Wandels nicht so scharf sehen kann wie beim Blick ans ewige Firmament. Kein Wunder also, dass die Menschen schon immer den Himmel als Fundament der Erde wahrnahmen.

Eine Taube kommt zu mir an den Tisch, wo ich unter einem Baldachin von Bougainvilleas in der Kaffeebar ein Croissant mit Schokolade und einen Cappuccino zu mir nehme. Ich werfe ihr ein paar Flocken des Blätterteiggebäcks zu. Der Eiswürfelleieferant braust heran, packt viele Säcke mit Eis aus. Man muss Ruhe haben, um den offenbaren Geheimnissen der Welt zu begegnen. Die Böllerschüsse gestern und das golden leuchtende Schiff vor der Kirche waren Teil einer Hochzeit. Der Hotelchef erzählt mir, dass letzte Woche gerade zwei Hochzeiten waren und die beiden Festgesellschaften sich in der Häuserarene von Pothia ein Duell geliefert hätten mit über vierzig Dynamitos. Fast wie im Krieg. Freudenkrieg. Lärm machen vertreibt böse Geister. Zeigen, dass wir hier sind. Dass wir stark sind. Entschlossen. Nicht versteckt. Dasselbe wollen uns ja auch die Poser mit ihren frisierten Auspuffanlagen mitteilen. Auch die Harleyfahrer mit dem aufgepimpten Hufklang ihrer Blechrosse. Oder die Pubertierenden auf den Mofas, die der alte Franz Hohler mit dem Ausdruck "eine Zumutung auf zwei Rädern" bedachte.

Ein Motorengeräusch besteht ja im wesentlichen aus Explosionen, und wir bringen Lärm mit Kraft in Verbindung. Deshalb sind Elektrogefährte irgendwie verdächtig. Es sind keine Maschinen. Es sind schon fast eher Schlangen, Katzen, oder Tauben die lautlos kriechen, schleichen und fliegen. Deshalb sind für viele Menschen Elektrofahrzeuge ein metaphysisches Transportmittel, sozusagen energielose Kraft; Buddha-Motorik; Kraft aus der Stille; Techno-Esoterik.

Elektrofans vergessen gerne in ihrem magischen Rausch von Kraft aus der Ruhe, dass diese Geräte nicht mit Sternenstaub betrieben werden und nicht aus Luft erbaut sind. Das Elektrisierende an Tesla ist hingegen das betörende Marketing von Sauberkeit und Frieden, weil alles so ruhig abläuft. Auch der Krieg. Die klinische Fantasie verdrängt die verseuchte Realität.

Bildung muss jeder heute alleine und selber erringen und leben. Wie schlimm, wenn alle genau so perfekt drehen würden wie die Planeten. Die Unwucht der Freiheit ist der Durchbruch im Lebensgetriebe des Vergänglichen.

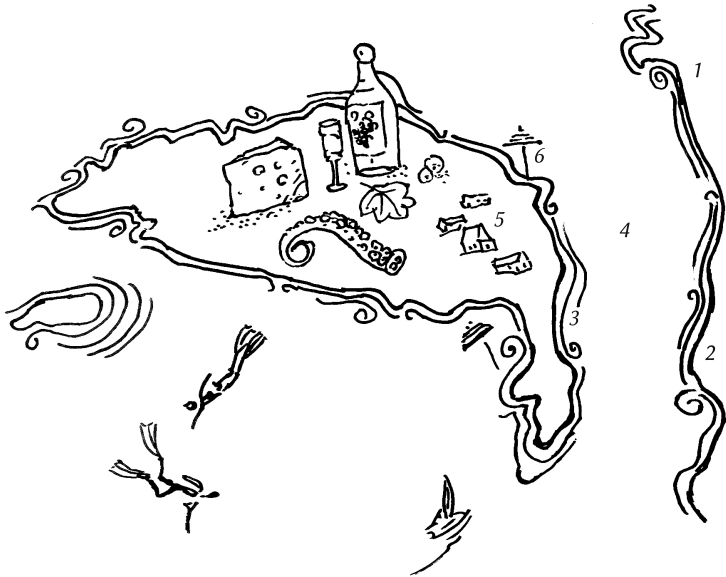
Der Chef des Hotels bestellt mir ein Taxi. Wir plaudern noch etwas über den Heiligen St. Nikolas, den Beschützer von Kalymnos. Es war seine Kirche, die die ganze Nacht von dem goldgelben Schiff erleuchtet war. Nikolas ist der Patron der Seeleute und natürlich der Schiffe. Deshalb das goldene Schiff vor seiner Kirche. Es ist da Symbol für die Lebensfahrt der Eheleute, die unter dem Schutz des Heiligen Nikolas stehen. Mögen die Schiffswürmer mit dem Ehegefahrnt des Paares gnädig sein.

Nächsten Sonntag, sagt der Hotelchef, wird es hier in der Hafenaarena ein riesiges Feuerwerk geben. Dann wird es hier richtig laut. Nicht wie gestern, lacht er. Das Hotel sei schon seit Monaten ausgebucht, weil er die besten Logenplätze habe. Vor allem mein Zimmer 210.

Theophiliz, der Taxifahrer, erzählt mir auf der Fahrt nach Myrties vom Leben letztes Jahr. Es war nichts los. Man wusste nicht wie es weitergeht. Die Warterei sei deprimierend gewesen. Fürchterlich, wenn sogar den Fischern die Geduld ausgeht. Kann es dann noch schlimmer werden? Theophiliz ist in Kalymnos geboren. Sein Bruder lebt in Kinshasa. Viele sind ausgewandert.

Wenn ich glücklich bin, dann sterbe ich ich auch hier, sagt Theophiliz:
"Und wenn ich unglücklich bin, dann sterbe ich in China."

Der Schiffsanlegeplatz in Myrties ist magisch. Das Gebirge der Insel Telendos ragt nur einen Kilometer entfernt aus dem tiefblauen Meer wie der bucklige Rücken eines Drachens. Die nächste Fähre geht in einer halben Stunde. Ich kann das schlafende Felsenreptil in Ruhe beim seinem Bad in den sanften Wellen beobachten.



Karte von Telendos, abgezeichnet vom Papiertischtuch, das man in der Taverna To Kapouli den Gästen ausbreitet. 1: Festland der Hauptinsel Kalymnos. 2: Myrties, wo die Fähre anlegt. 3: Der Bootsteg von Telendos. 4: Ort, wo sich die frühere Hauptstadt von Kalymnos befand, genannt Pothia. Überreste befinden sich bis in eine Tiefe von 30 Metern. Der Meeresskanal war früher ein fruchtbares, bewaldetes Tal mit einem Fluss. 5: Das Hotel Portho Potha. 6: Paradise Beach, der FKK-Strand der Insel, wo die Steine auf mich warten.

Telendos

Logbucheintrag 23.August 2021

Als mich der greise Chef des Hotels Porto Potha herannahen sieht mit meinem Rollkoffer ruft er mir zu: "Ich kenne dich." Aber ich war ja nur einen Tag lang hier vor zwei Jahren, entgegne ich erstaunt. Mit Shayan, meinem Sohn. Und damals trug ich keinen Bart und hatte auch die Kopfhare rasiert. Er lacht. Aber auch ich habe ihn sogleich wieder erkannt. Er kam mir sehr vertraut vor. Ein alter, glücklicher Mann, mit weissen, buschigen Augenbrauen und einem gütigen, aber auch etwas verschmitzten Lächeln. Sein Enkel ist gerade bei ihm. Stolz sagt er, dass er auch Nikolas heisse.

Telendos ist eine Insel ohne Autos. Es gibt da eigentlich nichts ausser ein paar Häusern und Ruinen eines frühchristlichen Bades. Das Gelände mit Trümmern und Gebäuderesten befindet sich umzäunt in Ufernähe. Noch unausgegraben. Aber sicher ruht es auf viel älteren Fundamenten aus Zeiten als es hier noch Quellen mit Süsswasser gab.

Ich besuche am späten Mittag das Restaurant, das ich vor zwei Jahren kennen gelernt hatte. Es ist noch dieselbe Familie, die das To Kapouli bedient und bekocht. Ich möchte getrockneten Fisch bestellen zu einem Trouli Käse mit Kapernblättern und Olivenöl und einem Lattichsalat mit Kalamata Oliven. Aber Trockenfisch gibt es nicht, entschuldigt sich Mathis, der Wirt. Ob er Spinialo habe, frage ich. Das verwundert und erfreut den untersetzten Chef. Nein, viel besser sagt er. Wie besser? Er hat Fouskes. Was ist das? Das sind die frischen Spinialo. Denn Spinialo heissen nur die in Salzwasser eingelegten und in Gläsern an der Sonne haltbar gemachten Innereien der Seescheiden. Fouskes aber ist der Name für die frischen, ganzen, lebenden Meeresfrüchte. Mathis bringt einen Teller mit fünf aufgeschnittenen Fouskes. Sie sehen aus wie grosse Feigen, besitzen eine schwarzpurpurne, schrumpelige, hodenartige Haut und im Innern einen perlmuttweissen, glatten Beutel. Und darin wie in einer Muschel befindet sich das sogenannte Spinialo, der leuchtend gelb-oranger Filtermantel des Weichtieres. Man beträufelt die Innereien mit Zitronensaft und entnimmt sie mit einer Gabel, oder schlürft sie aus wie eine Auster.



Fouskes heißen wissenschaftlich *Microcosmus sabatieri*. In Frankreich nennt man sie *Violets de mer*. In Kalymnos gibt es Fangbeschränkungen für diese Meerestiere. Sie werden von Schwammtauchern geerntet

Unterdessen haben sich die Tische des lauschigen Restaurants gefüllt. Die Terrasse des To Kapouli liegt direkt am Meer. Es ist Sitte hier dass man Essensreste den Fischen zuwirft, die schon im seichten Wasser warten und jedes Mal, wenn ein Brotstück in ihrer Nähe aufklatscht, einen schäumenden und plantschenden Wirbel von Schuppenleibern erzeugen. Die Pergola ist locker mit dünnen Palmwedeln bedeckt, deren Blattenden wie Haare herabhängen, die vom Gesprenkel des Sonnenlichtes punktuell aufleuchten als ob tausend kleine Lämpchen in ihnen platziert wären.

Es sind einige Einheimische hier, aber auch Gäste aus der Ferne. Neben mir ein Paar, vermutlich Holländer, die neugierig beobachten wie ich esse, weil sie *Fouskes* noch nie gesehen haben und es auch gleich probieren wollen. Und jetzt wo sich die Terrasse füllt und es nach frittiertem Fisch und Kalamares riecht kommt eine Ballettruppe von Katzen angetanzt, die die Kinder in Bann schlagen mit ihrer capriziösen Eleganz und Galanterie.

Ein Paradies. Wäre da nicht die Maske unter dem Kinn der jungen Frau, wahrscheinlich die Tochter des Wirts, die bedient, und die idiotischen Flaschen mit 70% desinfizierendem Alkohol-Bakterienkiller auf dem Tisch. Die Corona-Idioten haben es tatsächlich geschafft die Auswüchse ihrer Geisteskrankheit bis ins Paradies zu drücken. Hoffen wir, dass als Gegengeschäft wenigstens auch ein paar Flaschen des Paradieses auf den Tischen in der Hölle stehen. Jetzt müssen wir nur noch herausfinden, wie wir die Hölle vom Paradies unterscheiden können. Who cares!

Sehen unter Wasser

Logbucheintrag 24.August 2021, Telendos.

Ich plantsche am Strand von Telendos im glasklaren Wasser. Blauer Himmel. Sonnenschein.

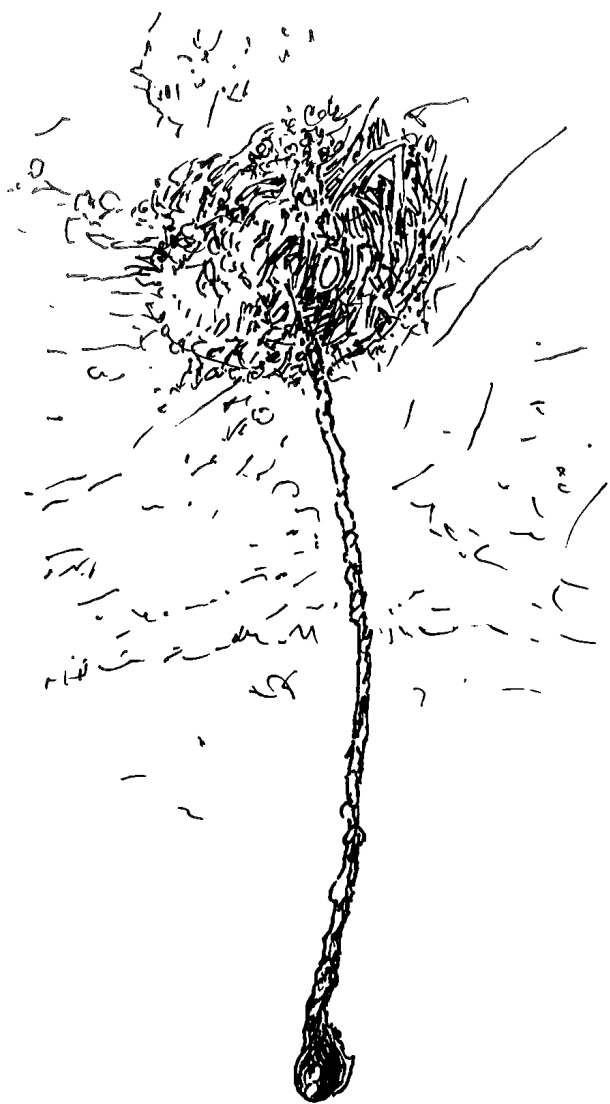
Schon als kleiner Junge habe ich mich oft genervt, dass man mit offenen Augen unter Wasser nicht richtig sieht. Nur unscharf, schemenhaft, hell dunkel, verschwommen. Wie kommt es, dass die Augen des Menschen, die ja ähnlich gebaut sind wie die von Fischen, oder Tintenfischen, im Wasser ausserstande sind scharfe Bilder zu liefern? Man kann die Scharfsicht unter Wasser auch nicht antrainieren. Selbst Menschen, die berufshalber ohne Taucherbrille suchend unter Wasser verbringen, wie die Perlentau-cher zum Beispiel, können es nicht erlernen.

Alles was unsere Augen unter Wasser liefern sind romantische Weichzeichnungen, Impressionen, Farbspiele, so wie es eben uns in den Sinn kommt, wenn wir vom Abtauchen in unsere Gefühle reden als von einem Raum wo der Scharfblick aufgehoben ist, oder soll man besser sagen: nichts zu suchen hat? Wenn man nichts sucht, sieht man im Wasser allerdings vielerlei Interessantes, das uns irgendwie entgeht wegen der Sehschärfe. Eine gewisse Blindheit der Nähe, Grosszügigkeit der Liebe. Alles wo Unschärfe nicht als Mangel sondern als gegönnte Freiheit von dem Zu-ge-nauen, Zu-gerechten, Zu-klaren, Zu-guten. Freiheit von dem was über ein gesundes Mass von Scharfsinn hinaus geht, wo das zu Gute ins Böse kippt und die Genauigkeit das Ganze zersetzt. So gesehen sind verschwomme-ne Bilder für manche Betrachter befreiend, wie die Bilder des Informel, die nur Muster und Farben darbieten, allerdings mit der Absicht nichts Ge-naues sagen zu wollen, was ja genauso zwanghaft ist wie der Wille etwas Genau-eres zu sagen. Jedenfalls ist der Wille, mit einer Äusserung nichts äus-sern zu wollen, ein schon fast subversiver Zirkelschluss. Es sei denn man hält sich für ein Orakel und will den Fragenden vor seiner Antwort schüt-zen mit einer ritualisierten Verrätselung des Ehrlichen.

Es gibt viele meiner Freunde, Kolleginnen, Menschen die sich nicht getrauen unter Wasser die Augen zu öffnen. Einige haben Angst, dass es ihnen weh tut. Vor allem im Meer, weil sie befürchten, dass das Salzwasser in den Augen brennt, was nicht der Fall ist. Im Chlorwasser der Badeanstalten aber stellt sich rasch eine Trübung der Augenlinse ein, die gefährlich werden kann, wenn man es übertreibt. Ausserdem gibt es in einem Swimmingpool ja auch gar nichts Spannendes zu sehen. Mich jedenfalls interessieren mehr die Pflanzen, Fische, Libellenlarven und Schnecken und Muscheln, die ich allerdings mit offenen Augen unter Wasser kaum schemenhaft erkennen kann.

Die Zusammenarbeit von Auge und Bewusstsein ist auf Schärfe des Bildes an der Luft trainiert. Wenn wir wünschen Dinge im Wasser scharf zu sehen, müssen wir von ausserhalb des Wassers schauen, und da scheint es dann, dass der Umweg der Sicht zuerst durch die Luft, und erst dann durch die Grenze ins Wasser das Problem der Unschärfe umgeht. Wenn die Wasseroberfläche nicht spiegelt, sehen wir messerscharf alle Details von gegenständen im Wasser. Deshalb müssen wir, um auch unter Wasser scharf sehen zu können, das, was ausserhalb des Wassers um unsere Augen ist, die Luft nämlich, mitnehmen. Wir nennen das Taucherbrille. Es ist immer wieder erstaunlich wie viel man über sowas Banales schreiben kann.





Karbunkel

Der Karbunkel auf meiner Brust hat jetzt drei Ausgänge. Sie sind mit einem Propf verschlossen. Schlafende Vulkanschlote. Es muss Sinn machen für die Heilung, dass sie nicht immer auslaufen. Der Körper weiss sehr genau, wie er es machen muss, wenn nicht der Kopf – der eigene, oder der eines anderen: eines Arztes, Beraters, Freundes, Feindes – reinfunkt. Aus gutem Willen oder nicht. Mit Absicht oder nicht. Die achtsame Begleitung zeichnet grosse Ärzte aus, die mit Anstand, Zurückhaltung und Respekt der Lebenskraft des Patienten begegnen und sie nicht malträitieren und nicht behandeln wie einen Volltrottel, der nichts versteht.

Es muss Sinn machen, dass der Entzündungsherd abgedichtet ist nach Aussen. Wenigstens zeitweise. Und dann, wenn der Verschluss nass wird, z.B. beim Baden im Meer oder beim Duschen, sich der Kanal öffnet. Gestern unter der Dusche nach einem schweisstreibend lange Tag hatte sich offenbar einiges in dieser Entzündungskammer angereichert und Druck aufgebaut. Als ich den Knoten berühre schießt ein Strahl von Blut und Eiter aus einem der drei Vulkanschlote. Ich weiss, dass es eklig tönt, aber es spritzte in einem dünnen, scharfen Strahl aus dem Pickel heraus wie blutig gelblich-weiße Milch aus einer Zitze. Und ich musste danach die Kacheln der Dusche und die Chromstahl-Armaturen mit Wasser reinigen.

Mir scheint, dass die Verhärtung in der Tiefe der Haut nun etwas nachlässt und der Entzündungsherd weicher und oberflächlicher geworden ist. Und das Übel ans Licht, und an die Luft gedrängt wird.

Ich habe mir aus Spass überlegt, dass der blutige Eiter, der da austritt unsere toxischen Volksvertreter enthält: Merkel, Lauterbach, Spahn, Berset, Sommaruga, Schwab, Gates, Fauci und die WEF Schiffswürmer, die aus meinem Körper und aus unserer vitalen Menschenwelt ausscheiden und abhauen, um ihr promiskes Bakterienleben anderswo weiter zu führen. Sie haben unserem Körper geholfen, gegen Stäbchenbakterien immun, oder durch Erinnerung gewappnet zu sein, weil man sie jetzt kennt und überlebt hat. Sie dürfen abhauen. Muss man dafür Danke sagen?

Der Drache Telendos

Logbucheintrag 30.August 2021

Nikolas fährt mit der asthmatischen Dreirad-Last-Vespa heran. Er bringt Koffer von Gästen seines Hotels zur Schiffsanlegestelle. Er kommt aber am Restaurant To Kapouli nicht vorbei, weil ein paar Stühle und Tische den Weg versperren. Die junge Kellnerin eilt herbei, um sie weg zu stellen.

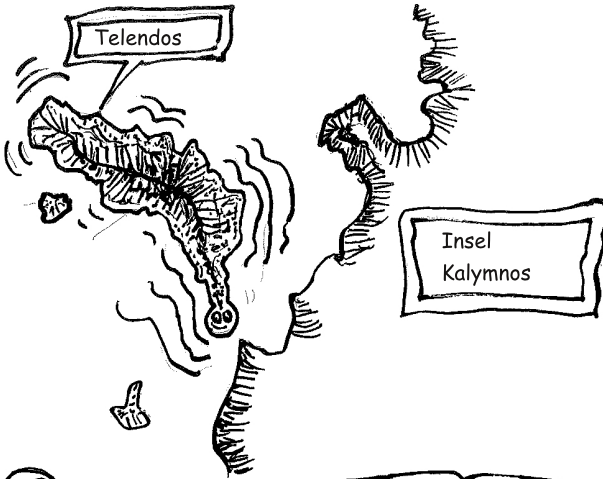
Ich stehe von meinem Tisch auf und gehe auf Nikolas zu. Er sitzt im Führerhäuschen der Vespa auf einem Plastikkübel mit einem Frottiertuch, den er als Ersatzsitz installiert hat, weil wohl der alte Sitz weggerostet ist. Nikolas lacht mich breit an. "Nikolas", lache ich zurück: "Du hast mir nicht gesagt, dass dieser Berg da drüben Prophet Elias heisst." Wir schauen über das Meer zum Bergrücken von Kalymnos. Er lacht noch mehr. "Ja, das ist eine lange Geschichte. Komm am Abend vorbei. Ich erzähl Dir davon."

Im Hotel Porto Potha gibt es eine stattliche Bibliothek von Buchhinterlassenschaften der früheren Gäste. Da will mir Nikolas etwas zeigen. Er wühlt in Bergen von Paperbacks in Gestellen und auf Tischen. Nach einiger Suche findet er es: Ein abgegriffenes Dokumentenmäppchen mit zerfledderten Plastikzeigetaschen, in denen Kopien eines Comics abgelegt sind. Ich erfahre, dass ein Gast vor einigen Jahren diesen Comic gezeichnet hat nach einer Geschichte, die Nikolas ihm über die Entstehung von Telendos erzählt hat. Nikolas selber sagt, er habe diese Schöpfungsgeschichte der Insel von seinen Grosseltern gehört.

Der Comic ist detailreich gezeichnet und koloriert. Ich habe versucht, die Bilder möglichst originalgetreu in schwarzweisser Strichzeichnung wiederzugeben. Der Autor selber ist mir nicht bekannt. Er hat es leider unterlassen, seine Autorschaft im Werk zu hinterlassen. Den englischen Text habe ich wortgetreu ins Deutsche übersetzt.

Erzählt wird die Tragödie des Untergangs der alten Hauptstadt von Kalymnos, die ebenfalls Pothia hiess, wie die neue Hauptstadt auf der anderen Seite der Insel. Die alte Stadt Pothia lag einst genau da, wo heute die Fähre von Myrties nach Telendos übers Meer fährt.

Dies ist die Geschichte des kleinen Eilandes Telendos. Es liegt nur wenige hundert Meter vor der Nordküste der Insel Kalymnos im Ägäischen Meer, gegenüber den Dörfern Myrties und Masouri.

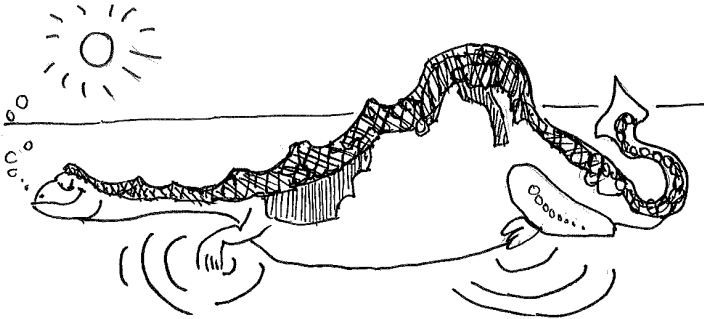


Der römische Historiker Agathias beschreibt als Augenzeuge ein schreckliches Erdbeben, das im Jahr 554 die Inseln der Dodekanesen zwei Wochen lang erschütterte. Dabei wurde die antike Hauptstadt Pothia vollständig zerstört. An ihrer Stelle wurde ein Kanal gebildet. Noch heute kann man an dieser Stelle im Meer in dreißig Metern Tiefe die Überreste der Stadt sehen.

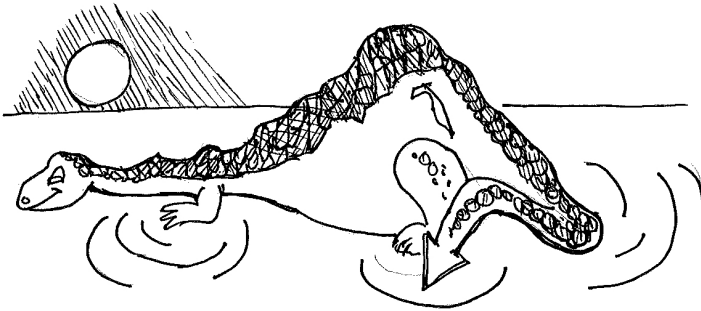
Telendos - die kleine Insel - ist
in Wirklichkeit ein Drache, der
sich vor langer, langer Zeit
hierher geschlichen hat und
friedlich an einem Fluss lag.



Manchmal ließ er sich die Sonne auf
seine steinernen Schuppen scheinen ...



...oder er träumte im Mondlicht...



... bis eines Tages ...

... Menschen auf die Insel kamen. Viele Drachen schwammen davon. Nur Telendos verharrte und schlenderte weiter an der Küste entlang. Dort gab es genug Wasser und viele Pflanzen. Aber gerade das lockte die Siedler an, und so entstand allmählich eine Stadt, die sie "Pothia" nannten Aber das störte Telendos nicht, und er blieb, wo er immer gelebt hatte.....



...und weil Telendos ein recht friedlicher Drache war, haben ihn die ersten Siedler gar nicht bemerkt.



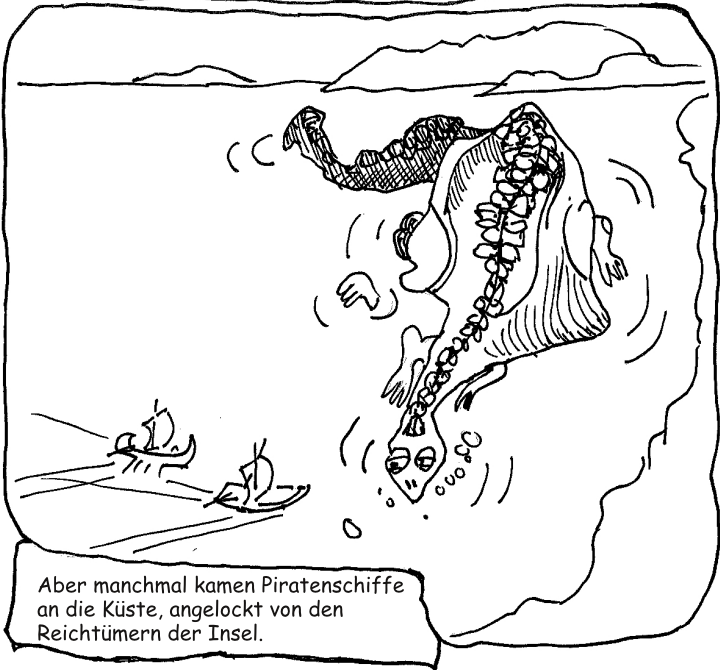
...sie bauten und bauten ...



Bald war eine kleine Stadt entstanden. Es gab Händler und Gewerbetreibende. Telendos, der Drache, freute sich über das Kommen und Gehen.

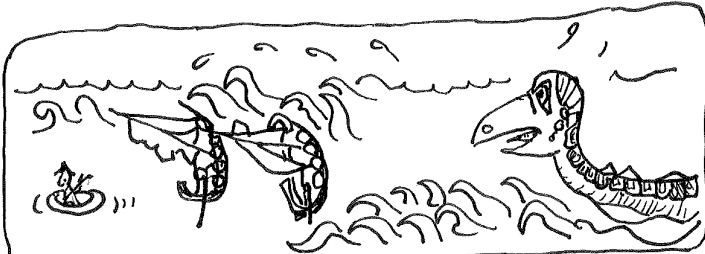


Nachts, wenn alle schliefen, trieb er sich auf dem Meer herum.

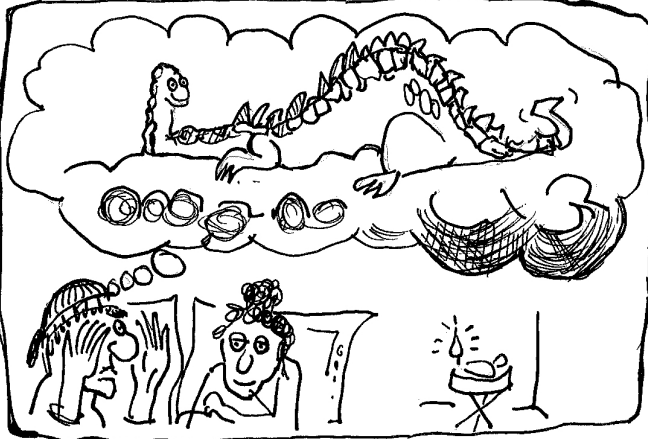


Aber manchmal kamen Piratenschiffe an die Küste, angelockt von den Reichtümern der Insel.

Telendos schnaubte und die Gefahr war schnell gebannt!



Ein überlebender Pirat erzählte von einem Seeungeheuer und jagte allen Angst ein.



Die Leute hatten mehr Angst vor einem Drachen als vor den Piraten.



Bald wusste die ganze Stadt davon, und der Drache wurde zu einem ungeheuren Problem.

Alle Orakel wurden befragt.



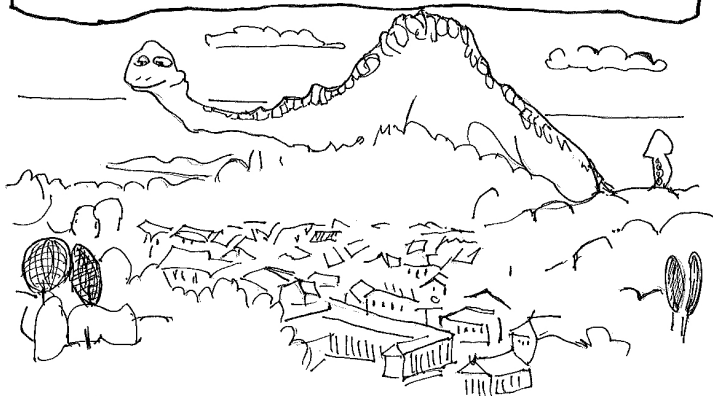
Aber wer sollte diese Aufgabe übernehmen?



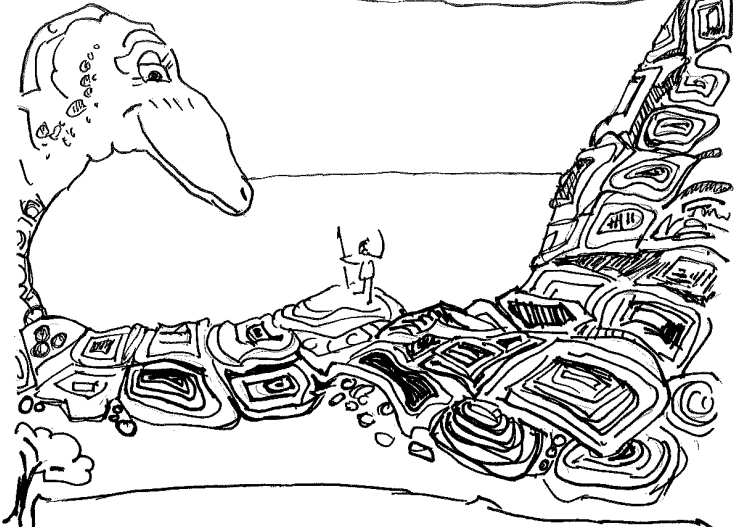




Der Held, der die Stadt von dem Drachen befreien sollte, war nun auserwählt. Er wurde vom Priester gesegnet und das Volk atmete auf. Er würde den Drachen sicher erschlagen. Aber Telendos wusste nichts von dieser Unruhe. Für ihn waren alle Menschen Freunde und er war froh, sie beschützen zu können.

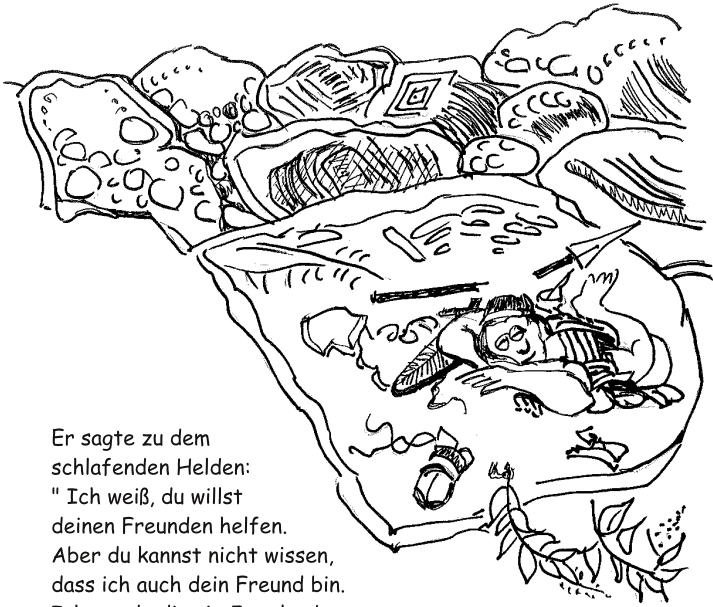


Und - wie es sich für einen Helden wohl gehört - machte er sich auf die große Drachensuche und suchte. Sieben Tage und sieben Nächte lang suchte er nach dem Drachen, denn tagsüber sah Telendos wie ein Berg aus und nachts war er mit seinen Freunden im Meer.



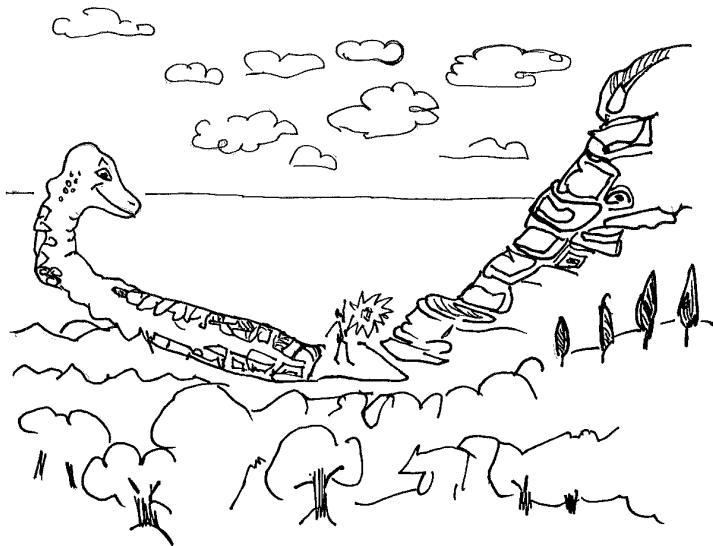
Der Held war verzweifelt, denn er hatte den Bewohnern von Pothia einen großen Sieg versprochen. Er war hungrig und durstig. Telendos hörte, wie er sich beschwerte, als er über die dicke Rüstung des Drachen kletterte. "Wo bist du, Drache, Monster?", rief der Held: "Ich rufe dich zum Kampf. Wo versteckst du dich?" Telendos musste über den Zwerg lachen: "Die Leute sind schon komisch, wenn sie immer etwas direkt vor ihrer Nase suchen."

Als Telendos lachte, bebte die Erde. Der Held fiel und rutschte von einer gepanzerten Schuppe zur anderen. Schließlich schlug er so hart auf, dass er ohnmächtig wurde. Dann tat es Telendos leid. Er wollte niemanden verletzen.



Er sagte zu dem schlafenden Helden:
" Ich weiß, du willst deinen Freunden helfen. Aber du kannst nicht wissen, dass ich auch dein Freund bin. Ich werde dir ein Juwel geben. Es wurde mir von meiner Großmutter geschenkt. Es wird der Beweis dafür sein, dass du mich besiegt hast. Aber denk daran, wenn du aufwachst. Ich bin dein Freund und Beschützer. Das bin ich schon für eine lange, lange Zeit. Ich hoffe, deine Freunde glauben dir." So sprach Telendos zu dem Helden in seinen Träumen.

Ich habe den Drachen besiegt!
Ich bin ein Held!
Ich bin ein HELD!



Und als der Held mit seinem Juwel in die Stadt Pothia zurückkehrte, hatte er den Traum und das, was Telendos gesagt hatte, völlig vergessen.



Bald erreichte der Held die
Stadt Pothia ...



Die Bewohner feierten den Sieg über den Drachen.





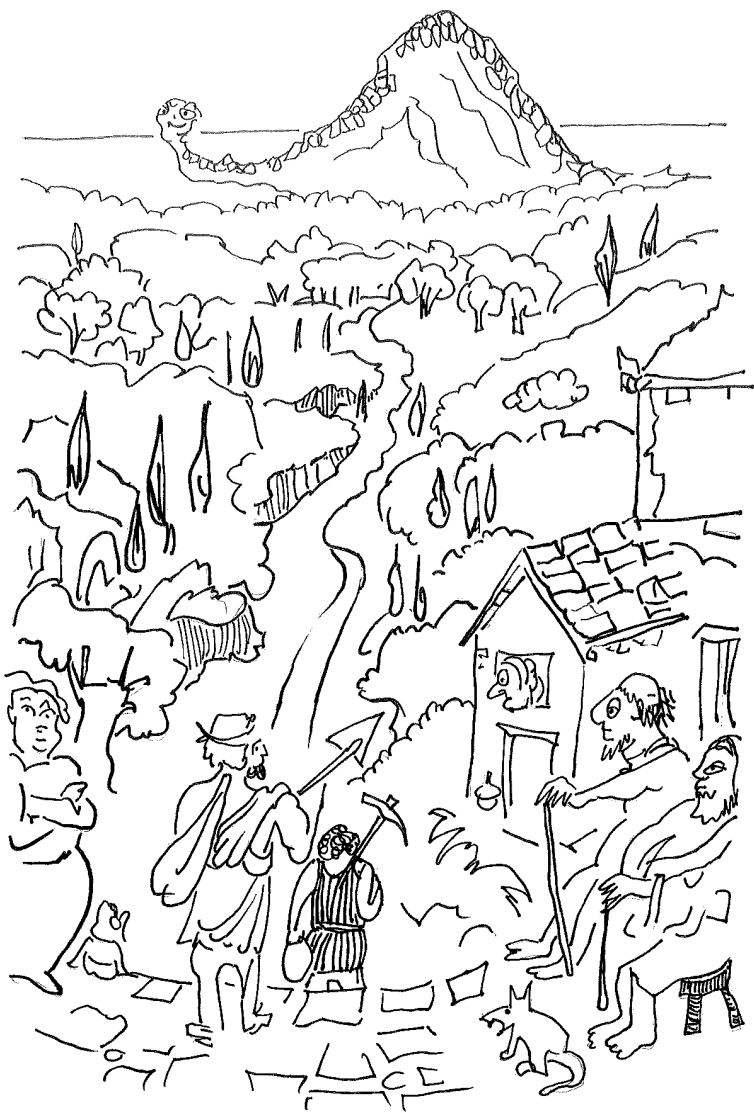


In den nächsten Tagen hatte jeder einen Traum:
Wo kann man Juwelen finden?



Und so geschah es: Jede Frau wollte ein Juwel haben -
ebenso wollte jeder Mann ein Held sein. Bald machten sich
alle Leute von Pothia auf, um ihr Glück zu suchen.

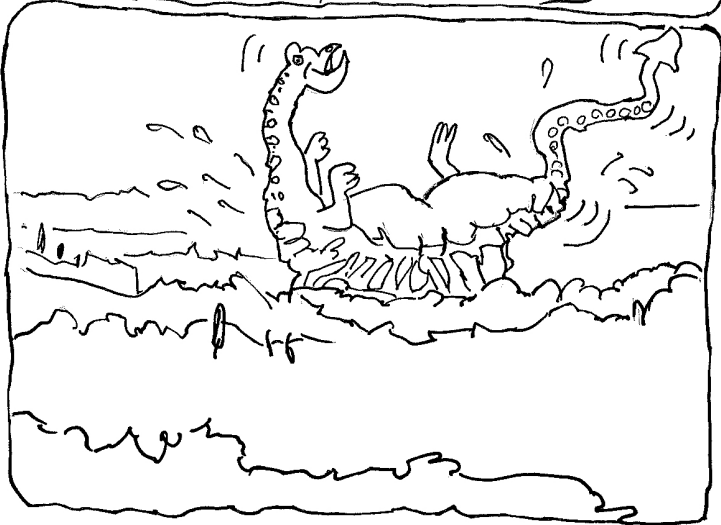
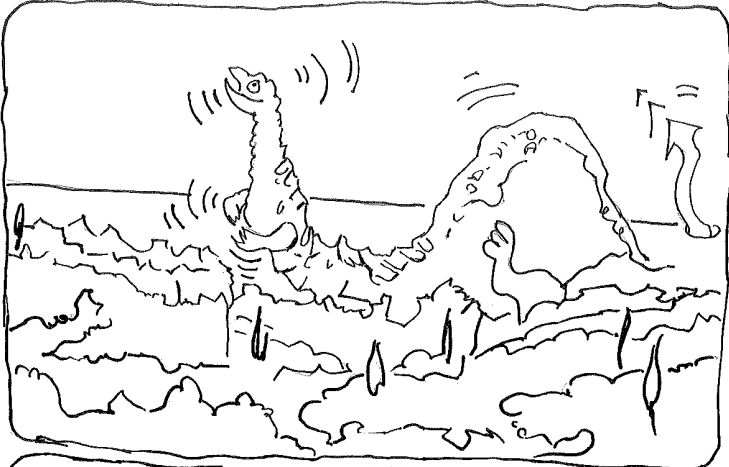




Jeder, der eine Schaufel oder eine Hacke hatte, stürzte sich auf die Schatzsuche. Telendos staunte über all die emsigen Menschen, die auf seinem Rücken herumkletterten.

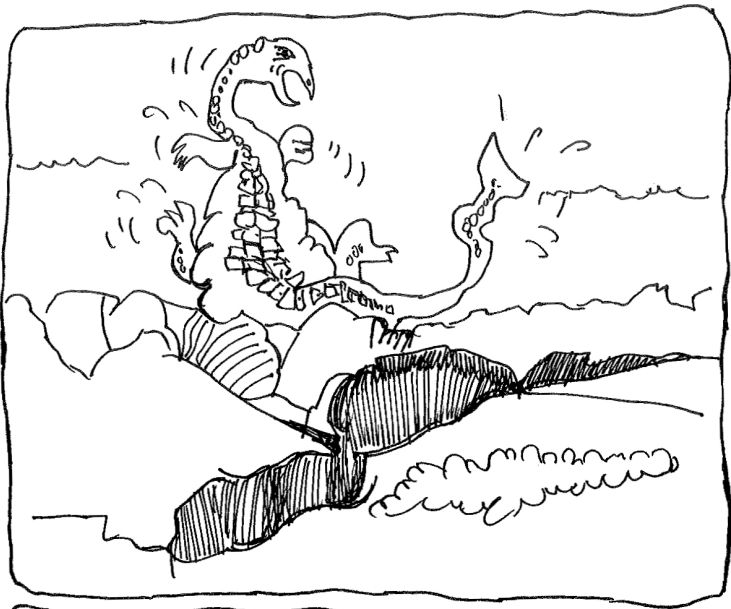


Telendos war schon immer ein sehr kitzlicher Drache. All die Äxte, Spaten und Spitzhacken, die auf seinem dicken Panzer herumkratzten, kitzelten ihn, bis er in Gelächter ausbrach.



Telendos lachte so sehr,
dass die Erde bebte!

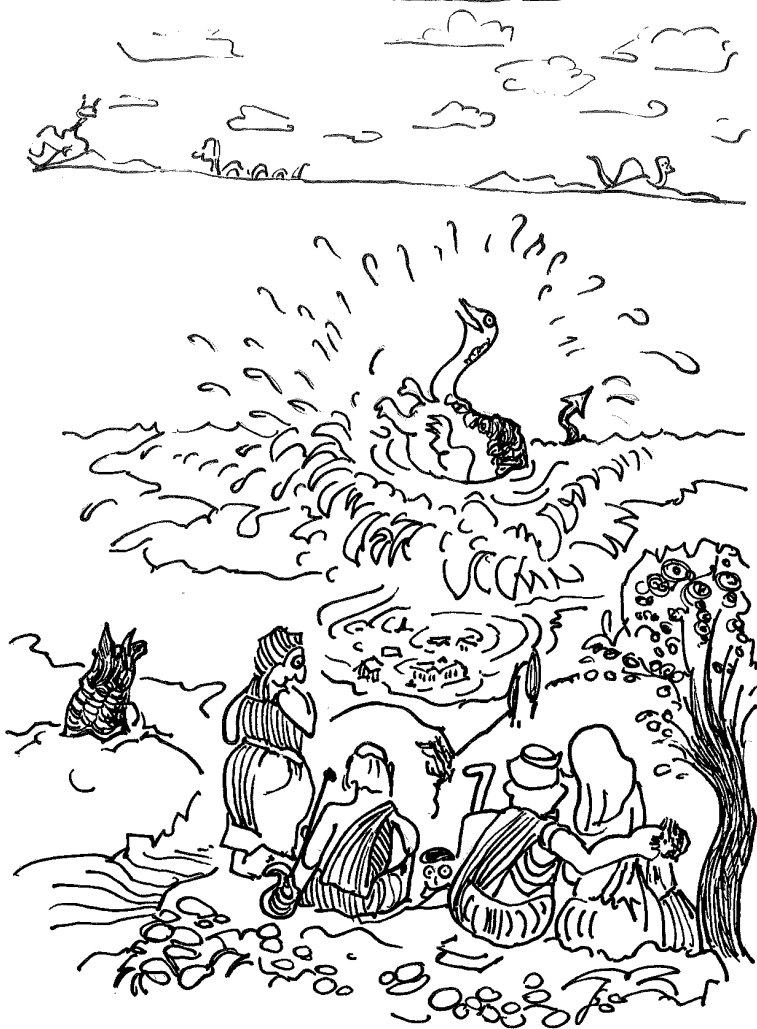




Telendos lachte sieben Tage lang und dann noch sieben weitere Tage. Die Erde bebte, Berge stürzten um, Wälder verschwanden in Löchern im Boden, das Meer brauste und spritzte über das Land. Doch während er die ganze Zeit lachte, wusste er nicht, dass das Meer die Stadt Pothia überspülte, dass ihre Mauern einstürzten und die Tempel im Meer versanken. Die Einwohner flohen in die Berge und beobachteten den Drachen aus sicherer Entfernung. Jetzt wussten sie, dass ihr Held nur geträumt hatte und dass das Juwel ein außergewöhnlicher Fund war. Und Telendos fuhr fort, am Ende des Meeres zu lachen und zu toben.



Bald war die Stadt Pothia im Meer verschwunden!



Das lange, laute Lachen des Telendos erfasste die ganze Drachenfamilie und verbreitete sich über die ganze Länge und Breite Griechenlands. Überall bebte die Erde, als sie alle im Meer herumtollten.



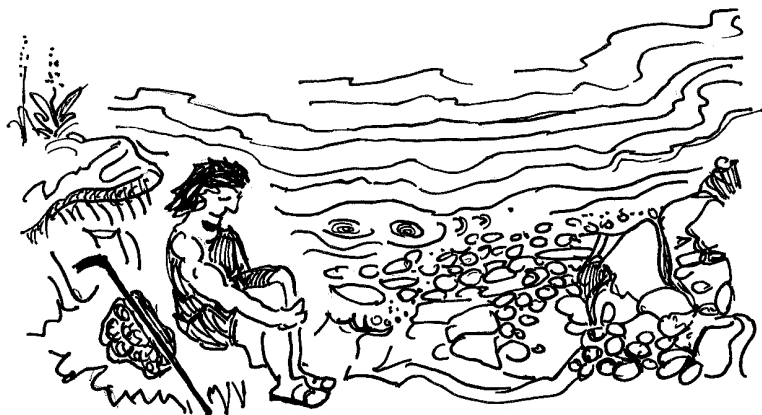
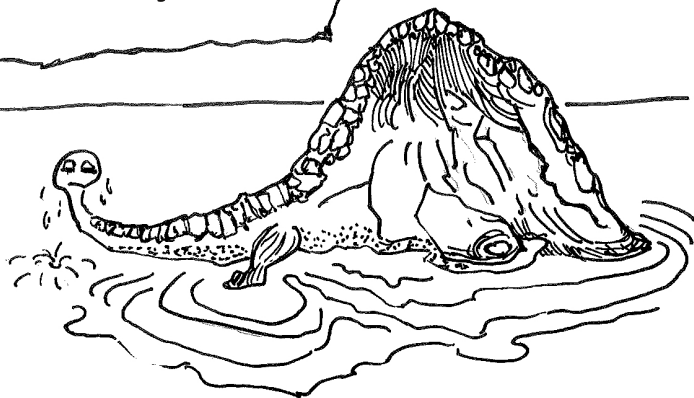


-- und als Telendos auf seine Insel zurückkehrte, war die Stadt Pothia im Meer versunken.

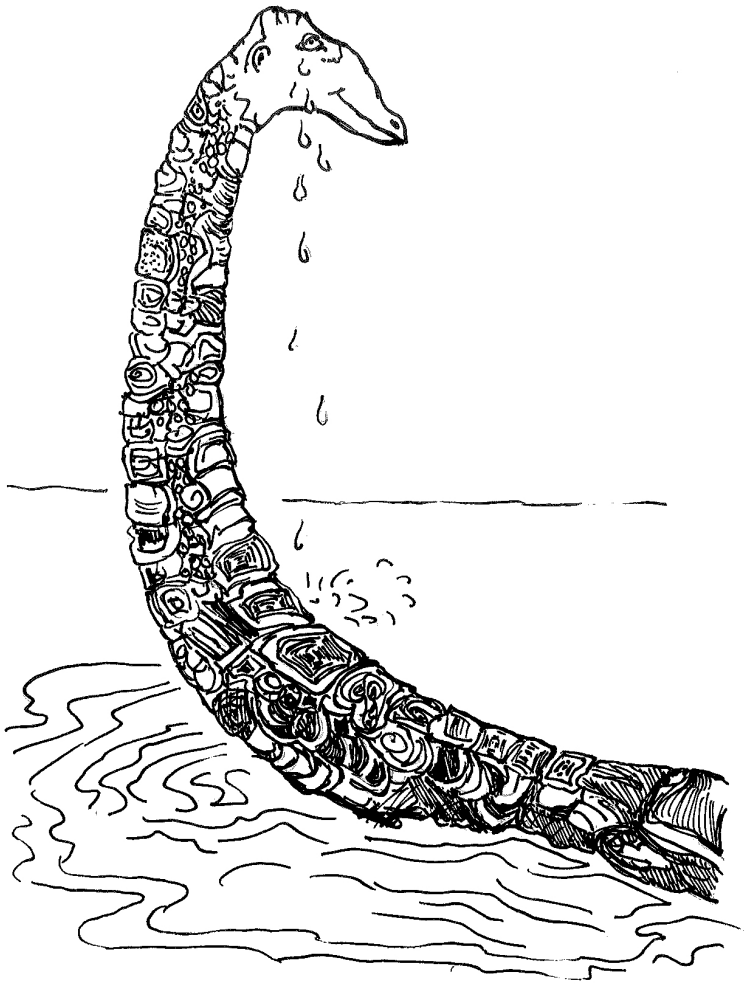
Und erst da merkte Telendos,
was all sein Lachen und Toben
im Meer angerichtet hatte ...



Er weinte; das Meer
wurde salzig.



An der neu entstandenen Meeresküste saß der Held
und wartete auf ihn.



Da schwamm der Held zu Telendos hinaus, kletterte auf seinen Rücken und gab ihm sein Juwel zurück.

"Erst jetzt verstehe ich meinen Traum und deine Worte. Deshalb möchte ich dir dein Juwel zurückgeben und eine neue Stadt an der Meeresküste bauen.

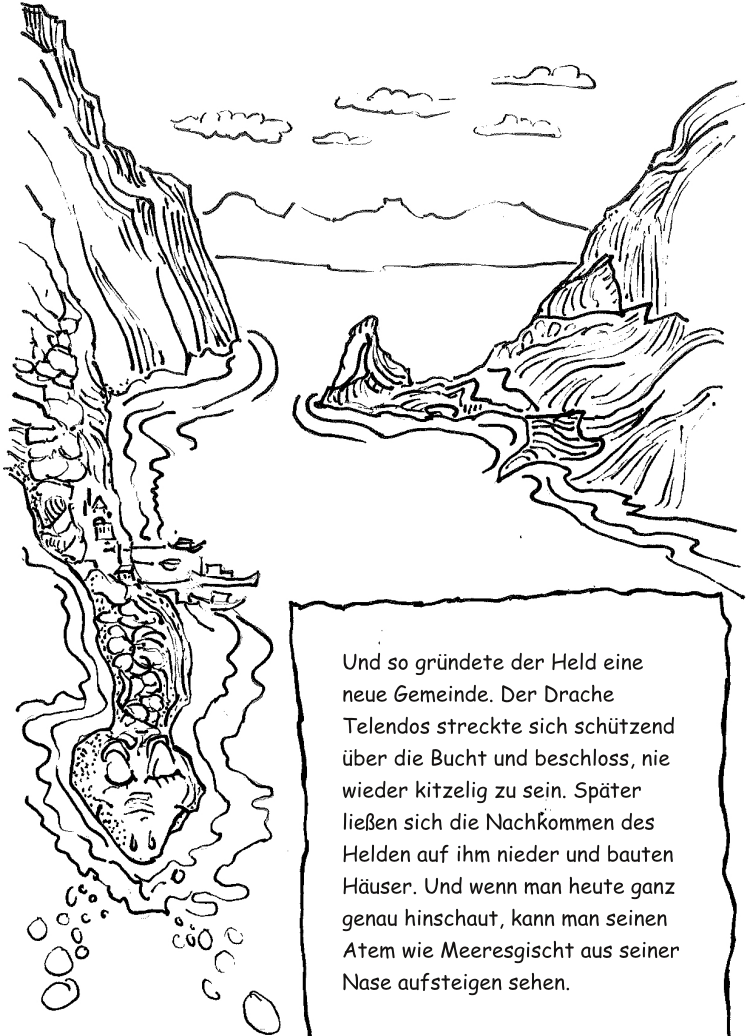
Telendos lachte fröhlich: "Ich werde dir helfen."



Telendos und der Held machten sich sofort an die Arbeit.







Und so gründete der Held eine neue Gemeinde. Der Drache Telendos streckte sich schützend über die Bucht und beschloss, nie wieder kitzelig zu sein. Später ließen sich die Nachkommen des Helden auf ihm nieder und bauten Häuser. Und wenn man heute ganz genau hinschaut, kann man seinen Atem wie Meereseis aus seiner Nase aufsteigen sehen.



Umgang mit Katastrophen

Erdbeben kann der Mensch nicht verhindern. Vulkanausbrüche auch nicht. Solche Naturereignisse sind deshalb immer wieder geeignete Anlässe, um den Umgang des Menschen mit Unvermeidlichem und Unvorhersehbarem zu studieren. Die Haltung gegenüber dem Schicksal werden wir nachgehend aufgrund der Geschichte des Drachens Telendos analysieren. Sie werden sicher sofort und zu Recht einwenden, dass die moderne Naturwissenschaft heute zum Glück Seismographen kennt und Sensoren die Erdbewegungen im Hunderstelmillimeter Bereich rund um die Uhr vermessen, um mit den gewonnenen Daten und anhand von ausgefeilten Modellen in Echtzeit Vorhersagen zu machen, die dann mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit eintreffen, oder nicht. Falls man sie überhaupt zur Kenntnis nimmt. Ja, das gibt es.

Früher hatte man Tiere, vor allem Vögel als Erdbebenwarner beobachtet. Aber all diese technischen Orakel erklären die Erdbeben nicht für die betroffenen Menschen. Sie berühren den Kern der Frage nicht: Weshalb trifft es gerade mich, gerade jetzt, gerade hier. Sie berühren die Frage des Schicksals nicht. Wer oder was schickt uns diese Katastrophe. Und weshalb? Wozu?

Schauen wir die Geschichte vom Drachen Telendos an, die erklären will, weshalb die grässlichen Erdbeben zwischen 551-557 fast die ganze Bevölkerung auf Kalymnos mit all ihren Kulturleistungen ausgelöscht haben. Es ist faktisch belegt, dass in dieser Zeit vermutlich alle Dodekaneseninseln von bis zu 100 Meter hohen Tsunamis zermalmt wurden, die alles Leben in ihrer Reichweite ausgelöscht haben. Beirut wurde komplett zerstört. In Istanbul stürzte die Hagia Sophia ein. Weltuntergang. Eine dunkle Zeit. Jahrzehntelang fehlen danach Aufzeichnungen aus den betroffenen Regionen. Man muss sich die damalige Inselwelt der Ägäis als eine menschenleere Anhäufung von Schutthalden im Meer vorstellen. Zweifellos war dies auch das Ende des Asklepieions in Kos. Und was macht der Mensch? Er will in seiner Ohnmacht einfach nur wissen: Warum? Er ist sogar bereit das Ereignis auf sich selber zu beziehen und fragt: Wer hat etwas gegen mich? Wer ist schuld daran? Was habe ich falsch gemacht? Was ist der Sinn dieser Zerstörung.

Der Mensch kann nicht damit leben, dass Ereignisse völlig grundlos, zufällig und sinnlos geschehen. Der Mensch verlangt von der Weltordnung, dass sie sich ihm gegenüber empathisch und verantwortlich erweist. Ans Kreuz genagelt, in der Stunde seines Todes, fragt im Christentum sogar der Gottessohn seinen Vater: "Herr, Herr, weshalb hast Du mich verlassen?" Das Christentum hat diese Frage mit der Auferstehung gelöst. Wiedergutmachung. Häutung. Erneuerung. Heilung. Das ist mehr oder weniger auch die Grundidee hinter der Geschichte vom Drachen Telendos, der Tod und Verwüstung bringt und dann aber auch beim Wiederaufbau mithilft. Es war ja nur ein Spiel. Er war ja nur kitzlig. Er hat nicht aufgepasst: Hoppla. Da hab ich als Hund die Sandburg des Jungen kaputt gemacht. Sorry. Wir machen eine neue. Und eigentlich sind die Menschen von Pothia ja selber schuld. Sie waren gierig nach Diamanten, natürlich verführt von den Frauen und aufgegeilt vom Testosteron- Machismo der Männer, was nie gut gehen kann.

Klar müssen die vom schnöden Mammon verführten Menschen untergehen, und eines Bessern belehrt werden. Das ist christliche Morallehre. Es macht die Erklärung von Unsinn sehr viel leichter, wenn man annimmt dass der Mensch böse ist und das Unglück, das über ihn kommt, eigentlich dazu da ist, ihn besser, klüger und gut zu machen, auch mit etwas Kollateralschaden. Von dieser Warte aus betrachtet bleibt die Geschichte des Drachen Telendos trotz oder wegen all der Frömmigkeit eine betrübliche Sache. Man erkennt es an der Verlorenheit der Figuren; irgendwo zwischen niederen Instinkten, Klischees und Aberglauben, ohne Charakter.

Ausserdem - und das ist sehr sehr seltsam an dieser Geschichte -: Weshalb hat der Held keinen Namen? Er ist keine Person, ist ohne Herkunft, ohne Familie, ohne Geschichte. Wer ist das? Sowas würde es in griechischer Mythologie, aber in Mythologie überhaupt niemals geben. Der namenlose Held ist genau so trostlos wie der unbekanntes Soldat. Dieser Mangel in der Dramaturgie des Comic ist typisch. Er passt gut zum Charakter des Drachens Telendos, der als nettes, fröhliches, dummes, naives Kind mit seinen Gspönl in der Badeanstalt der Ägäis ein bisschen alles zerstört, aus Freude am unschuldigen Spiel. Stellt das uns zufrieden, wenn wir ernsthaft fragen:

Weshalb mussten all die Unschuldigen sterben? Ist das tröstlich? Wer fühlt sich erkannt in einem solchen spirituellen Modell wo Gott immer klug und gut ist und die Menschen stets böse und blöd?

Die alten Griechen hatten jedenfalls ein ganz anderes Bild. Zeus der Gottvater ist im Grunde böse. Er hasst die Menschen. Vielleicht ist er auf sie neidisch. Jedenfalls müssen andere, subalterne Götter den Menschen beistehen, Apoll zum Beispiel, der selber seinen Vater Zeus nicht mag, oder eben Asklepios, der Sohn von Apoll, der von einer missbrauchten sterblichen Mutter abstammt. Auch der Meeresgott Poseidon ist ein Choleriker, manisch depressiv. Er hasst Odysseus, der sich gegen die Götter auflehnt und sich nur dank anderen, menschenfreundlicheren Gottheiten glücklich behaupten kann. Es scheint fast so, als ob die Menschen nur deshalb eine Chance haben, weil sich die Götter nicht einig sind. Während in der Illias die Helden noch komplett ferngesteuert und verantwortungsglos die Instrumente von Göttern sind, die metzeln und lieben ohne jede eigene innere Beteiligung, emanzipiert sich aus diesem Irrsinn des Göttergemetzels plötzlich ein menschliches Individuum, das sich erfrecht zu einer eigenen Göttlichkeit. Der Mensch wird zu einem sterblichen, kleinen Gott; befreit von den Marionettenfäden des Olymp. Damit beginnt die Geschichte des Abendlandes. Und erst da taucht die Frage auf: Könnte es nicht sein, dass der Mensch im Grunde gut ist und die Götter vielleicht böse, neidisch, frustriert und psychotisch? Könnte es sein, dass es Mächte gibt, die das Gute des Menschseins verhindern wollen? Durchaus.

Die Griechen waren sich dessen sehr bewusst. Recht deutlich kommt das aufgekärte Verhältnis der Menschen zu den Göttern zum Ausdruck in der Sage von Inachos, seiner weisen Frau und Io seiner Tochter. Es ist eine Hiobsgeschichte im Kleid der griechischen Kultur. Inachos ist ein gütiger, glücklicher, aber auch etwas naiver Mensch, der immer versucht hat, sich aus den Händeln der Götter heraus zu halten. Er lebt in Frieden auf fruchtbarem Land, durch welches ein schöner Fluss ohne Namen fließt. Er liebt seine Frau und seine Tochter. Er ist aufrichtig, ehrlich und braucht nicht mehr als das, was er hat. Doch eines Tages wird er von den Göttern Hera und Po-

seidon besucht. Sie wollen wissen, wem von ihnen zwei das Land gehört auf dem er lebt. Hera oder Poseidon? Er, Inachos, soll es entscheiden. Das ist der Anfang von einem traurigen Niedergang ins Unglück, weil sich Inachos korrekt verhalten will, antworten will und trotz den Warnungen seiner Frau immer wieder gutgläubig den Göttern nachgibt, sich immer tiefer in ihre Händel und Machtkämpfe verstrickt bis er unfrei und abhängig alles verliert, was ihm Glück bedeutet, der Fluss austrocknet und seine gut-herzige Tochter in die Flucht getrieben ist.

So besehen haben die Griechen nicht die Absicht, mit Opfern irgendwelche Gaben von den guten Göttern zu erbetteln. Es geht vor allem darum, die Götter zu besänftigen. Sie zu beruhigen, damit sie nicht durchdrehen und ihre Kräfte irre gehen. Der Götterhimmel der Griechen ist ja tatsächlich ein Irrenhaus mit all den Intrigen, Sticheleien, Geilheiten, Exzessen, Eifersucht und uferlosen Unbeherrschtheiten der Unsterblichen. Es ist also ratsam, dass man sich da nicht zu sehr einmischt, damit man nicht unter die Räder kommt wie Inachos. Der Mensch kann aber die Götter nicht heilen mit seinen Opfergaben. Er kann sie nur beruhigen. Muss aber versuchen, sich dabei nicht zu sehr einzulassen auf ihre Macken.

Es ist naheliegend, dass sich der vom Götterdienst erschöpfte, enttäuschte und ermüdete griechische Mensch eine andere Gottheit wünscht. Mehr Klarheit. Mehr Guidance. Nicht so viele Götter in einem chaotischen Durcheinander. Einer reicht. Dafür mit unbestrittener Autorität. Mit Gesetztafeln und klarer Bedienungsanleitung. Mit Handbuch. Tora, Bibel, Koran, Organon usw. Dann brauchen wir diese hundertten von Tempeln nicht und müssen uns auch nicht um Nymphen und Kentauren und Pans kümmern, die sich ja alle selber auch nicht verstehen.

Um auf das Erdbeben und den Drachen Telendos zurück zu kommen: Wie hätten Griechen diese Geschichte erzählt? Die Kräfte dahinter wären sicher Zeus und Poseidon gewesen. Es sind die beiden Obergötter, die Erdbeben, Flutwellen und Katastrophen auslösen. Die Frage nach dem Grund und der Schuld ist vielleicht gar nicht so wichtig. Man traut es beiden zu, dass sie die Menschen hassen. Zeus hat schon mal die Flut geschickt, die

nur Deucalion und Phyrra in ihrer Holzkiste überlebten. Er hat sich auch nicht entschuldigt wie Jehova mit dem Regenbogen. Zeus hat auch Pandora zu den Menschen geschickt mit ihren Flüchen. Poseidon war sauer auf Odysseus. Die Psyche der Götter ist unergründlich. Und von daher ist es vielleicht falsch zu denken, dass immer der Mensch schuld ist, wenn ihm etwas Unerklärliches geschieht, wie ein Erdbeben, oder ein Vulkanausbruch, oder eine Pandemie. Vielleicht sind einfach nur die Götter krank, oder haben sonst irgendwelche Probleme, die uns Menschen eigentlich gar nichts angehen. Versuchen wir doch einfach ihnen gegenüber freundlich, anständig und respektvoll zu sein. Mir kommt da immer das Bild der Balinesen in den Sinn, die dem Meer ihre schönen Blumengestecke darbieten, und auch der Strasse, dem Hauseingang, all den Geistern und Ahnen und Mächten, die mit uns hier zusammen sind. Das ist keine Unterwürfigkeit. Das ist kein billiges Eingeständnis der eigenen Blödheit, wie in der Geschichte vom Drachen Telendos, wo der namenlose Held auf den Knien vor dem Drachen rutschend um Verzeihung bittet. Mea culpa. Der Schuldige ist gefunden: Die Gier und Vergesslichkeit und Anmassung des Menschen und ein bisschen auch dass der Drache kitschig ist, was aber die Menschen ja nicht wissen können. Aber hat diese moralisierende Geschichte von Telendos die Frage nach dem Grund für die Zerstörung der Stadt Pothia und für den Tod ihrer Bewohner beantwortet, oder auch nur berührt? Wo ist die Trauer? Hat man jetzt weniger Angst vor Erdbeben als vorher?

Vielleicht ist es nur eine Kindergeschichte. Und dann ist es verständlich, dass man die jungen, unschuldigen Geschöpfe nicht terrorisieren will mit Warnungen vor bösen Göttern und fremden Mächten. Sie lernen den Umgang mit fremden Gewalten noch früh genug am eigenen Leib kennen. Und später können sie dann an uns Älteren feststellen, was schief gegangen ist und was gelungen ist im Kampf mit den Göttern, die uns in ihre Händel ziehen wollen, uns bestrafen, belohnen und vieles versprechen; nur nicht, dass wir als Menschen von ihnen frei und eigenständig sein dürfen.





Rede an die Steine

Sehr verehrte Steine.

Ihr seht in den vergangenen neun Tagen, seit ich auf Telendos weile, wie ich um die Mittagszeit, wenn ich meine Schreibearbeit im Hotelzimmerchen beendet habe, hierher komme. Ich spaziere bei strahlendem Sonnenschein und blauem, wolkenlosem Himmel in diese kleine Bucht zwischen den Felsen. Ich ziehe meine Schuhe aus, mein farbiges T-Shirt und meine Badehose, schnorchle im glasklaren Meer und bestaune das Leben. Dann setze ich mich zu euch, um mich zu trocknen. Paradise Beach nennt man diesen Strand hier. Und es ist – wie es am Wegesrand auf einer Tafel geschrieben steht – eine Nudist Beach. Aber ich schäme mich vor fremden Menschen nackt zu sein. Ich weiss nicht weshalb. Vielleicht bin ich einfach verklemmt, oder mit meinem Körper nicht zufrieden. Vor allem mit dem Karbunkel, der wirklich eklig aussieht. Ich schäme mich aber nicht vor euch Steinen nackt zu sein. Und auch nicht vor den Fischen, Algen, Seeigeln und Muscheln.

Ich habe einzelne von Euch in die Hand genommen, angeschaut, bewundert und gefragt: "Und, wie geht's denn heute so? Habt ihr auch Hunger? Worüber lacht ihr?" Manchmal habe ich einen Stein genommen und in hohem Bogen ins Meer geworfen. Und mir schien, dass er am nächsten Tag wieder am Strand lag und wie zuvor in den Brandungswellen hin und her rollte. Dann erkannte ich, dass es unter euch verschiedene Typen gibt und begann damit, euch nach Farben zu sortieren. Die Natur aufzuräumen. Wahrscheinlich habt ihr darüber gelacht. Dann begann ich euch nach Grösse zu sortieren. Dann nach den Formen: Hier die Flachen, hier die Langen, da runde und dort eckige. Und am nächsten Tag waren wieder alle durcheinander wie zuvor. Ich glaube, dass ihr bei diesem Spiel gemerkt habt, wie wir Menschen funktionieren.

Menschen versuchen Ordnung zu machen anhand von Modellen. Das unbestimmte Durcheinander lässt uns nicht in Ruhe. Wir können Sand nicht Sand sein lassen, sondern formen ihn zu Burgen, oder Häfen, oder Drachen; was uns gerade in den Sinn kommt. Wir zeichnen und gestalten und schrei-

ben in den Sand. Und dann kommen die Wellen und machen aus unseren Gebilden wieder ein unbeschriebenes, glattes Papier aus Sand. Beim Spiel im Sand lachen Menschen darüber wie alles zu sich zurück kehrt und die Spuren des Menschen löscht.

Ich gestehe – verehrte Steine –, dass es schwierig ist zu euch zu reden, weil ihr nicht nickt und nicht hüstelt und nicht mit grossen Augen lauscht oder kichert. Ihr liegt regungslos in euch gekehrt da. Eine echte Herausforderung für einen Vortragsredner. Ich muss vorsichtig sein, dass ich nichtüberheblich werde und meine es sei wegen eurer vermeintlichen Teilnahmslosigkeit völlig egal, was ich sage. Im Gegenteil. Eure stumme Gegenwart ist sehr fordernd. Ausserdem muss ich dabei stets den Dämon in Schach halten, der mir ins Ohr lästert, ob es wirklich Sinn macht zu Dingen zu reden, die nicht zuhören. Das glaube ich aber nicht, denn sonst wärt ihr ja nicht so zahlreich hier. Es ist also schwierig unbelastet von Erwartungen, frei und unbefangen zu reden, aber auch ein ziemlich einsamer Job.

Das wird bei euch Steinen anders sein. Denn ihr liegt hier eng beisammen, sogar über und untereinander an diesem Kiesstrand. Ihr seid viele und ich bin nur einer. Die anderen Nudisten haben sich jetzt über die Mittagszeit zurückgezogen, oder schlafen unter den mitgebrachten Schirmen neben ihren Kühlboxen. Einige haben Badkleider an. Ob dies verboten ist an einem Nacktbadestrand? Wozu denn sonst gibt es die Tafel? Als Warnung oder als Gebot? Ihr seht daran, dass der Mensch selbst hier draussen, auf der vergessenen Miniinsel Telendos, auf der es weder eine Strasse noch ein Auto gibt, wo praktisch keine Menschen zu sehen sind, ein Schild hinstellen muss, dass hier Nackte als okay gelten. Ist das nicht sonderbar, ja manisch? Es steht aber auf dem Schild zum Beispiel nicht, wer das so festgelegt hat und warum und ob die Kirchenruine da hinten das auch gut findet.

Mich nimmt wunder was es an der Stimmung ändern würde, wenn ich morgen ein eigenes Schild mitbringe, auf welchem steht: Retreat für Blondhaarige, nur für Ziegen, Steinschutzgebiet, Geröll Ruhezone, Achtung Erdbebengebiet, oder eine Tafel am Wegrand montiere, auf der steht: "Hallo, ich bin ein Schild. Und wer bist du?" Ich kann euch versichern, verehrte

Steine: Dies würde die Stimmung der Menschen hier radikal ändern. Denn mit einem Schild werden Menschen angesprochen und auf etwas hingelenkt, was sonst nicht in der Landschaft sichtbar ist, und was nur uns angeht. Die Bienen, Blumen und Wolken geht die Tafel nichts an. Sie können sie so wenig lesen, wie wir Dorngebüsche, vertrocknete Wurzeln und Steine lesen können. Von daher beruhigt uns eine Tafel mit einer Mitteilung. Der Verstand kann sich an etwas festhalten. Und er ist beruhigt, weil die Tafel mit ihrer Sprachlichkeit das Unausgesprochene der Landschaft, die Indifferenz und die bedrohliche Beliebigkeit des schweigenden Terrains aufhebt.

Ihr müsst euch vorstellen, liebe Steine, dass der Mensch mit seinem Bewusstsein eigentlich immer so unterwegs ist, dass er das, was er sieht in Sprache fassen möchte. Das nennen wir Wahrnehmung. Er ist die ganze Zeit damit beschäftigt die Dinge nach seinem Wortschatz einzuordnen: Tisch, Tuch, Flasche Wein, Wolke, Berg, Meer, kleiner Stein, Kiesel, Geröll, Fels, Brocken, Granit, Kalk, Haus, Weg, und manchmal scheint es gar, dass Dinge für den Menschen nur da sind, weil er sie benennen kann. Weil er Worte für sie hat. Und dass die Dinge für ihn dann das sind, als was er sie benennt.

Wir haben zum Beispiel als Kinder auf einer Alp im Tessin mit kleinen Ästchen von Alpenrosen gespielt, die wir grob zurecht geschnitzt hatten. Gewisse Ästchen waren Kühe, andere Ziegen, ein Ästchen war der Hirtenhund, wieder andere die Sennen, die Schweine. Und die Ästchen der Schweine haben gegrunzt. Und wir haben gelacht. Weshalb? Weil wir Kinder uns einzig waren. Und weil wir uns dabei im Spiel wohl und geborgen und irgendwie sicher fühlten. Und dabei alles um uns vergassen. Auch die richtige Alp vergassen wir. Wir Menschen lieben es, wenn wir uns verstehen und verstanden werden in der Einigkeit unserer Wahrnehmung.

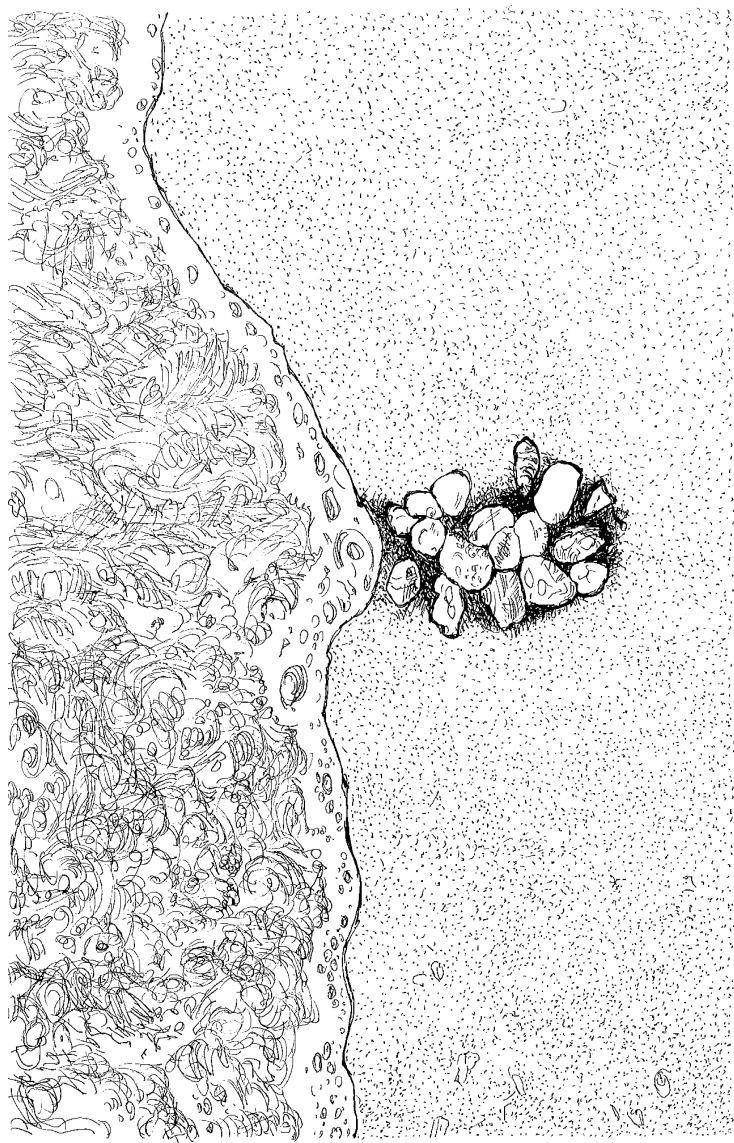
Ich weiss nicht, liebe Steine, wie ihr das untereinander macht. Ich nehme aber an, dass es auch im Zusammensein von Steinen eine Art soziales Gefüge gibt. Ihr berührt Euch, reibt euch aneinander, schleift euch ab, wendet dabei schön kugelig und weich. Das muss Jahrhunderte dauern, nicht wahr, bis ihr so fein verhandelt zueinander gerundet und so anständig poliert seid? Erst durch den sozialen Schriff in der Brandung erkennt man dann

auch etwas von eurem verborgenen Innern; Bruchlinien, Schichtungen, Körnigkeit usw. Auf manchen Steinen kann man Kreuze sehen, Buchstaben, Linien wie Zeichnungen. Das sieht man an frisch gebrochenen, rohen Brocken aus einem Muttergestein noch nicht.

Mir kommt gerade in den Sinn, dass es einen Strand gibt in Porto auf der Insel Korsika, wo ich die erstaunlichsten Steine gesehen habe. Sie sind perfekt sphärisch rund und die Beach sieht aus wie eine Halde von angeschwemmten kleinen Planeten. Einer anders als der andere. Welch lange und anstrengende Zusammenarbeit zwischen Wellenbrandung, Steilheit des Ufers, Wind und Strömung hat es dazu bedurft, diese Kugeln zu bilden aus unförmigen Abbrüchen eines Felsens? Ich will das nicht romantisieren. So abgeschliffen zu werden ist nicht lustig. Es ist ein Kampf, eine Auseinandersetzung, die euch Kanten und Ecken nimmt und abwetzt. Ihr Steine bekommt im Alter deswegen aber keine Falten wie wir Menschen, sondern ihr werdet als Greise glatt wie ein Kinderpopo.

Wir Menschen benutzen Steine nicht erst seit der Steinzeit. Wir haben euch schon immer bewundert für eure Festigkeit, Härte, Duldsamkeit, Tragheit und euren Widerstand gegen Wind und Wetter. Kein Wunder, dass wir meinten unsere Häuser aus Stein seien für die Ewigkeit gebaut. Bis uns Erdbeben aus eurem Muttergestein etwas anderes erzählten.

Es gibt Menschen, die sind wie Steine. Menschen zum Beispiel wie Schotter unter Bahnschwellen: kantig, eckig, splitterig, barbarisch, roh, losgebrochen. Diese Steine halten zusammen, verkanten sich fest und bleiben unbeweglich stur liegen, wehren sich gegen Stöße. Schotter ist nicht so elegant abgeschliffen. Noch nicht sozial verweicht. Geröll ist dafür rutschig wenn die runden, abgeschliffenen Steine in Bewegung kommen, rollen sie weit und ungebremst. I am a Rolling Stone. Das bedeutet im Blues, dass ich nicht lange liegen bleibe an einem Ort, sondern unstet weiter muss zur nächsten Muse, die mich küsst. Aber die Züge mit den rollenden Steinen fahren über Eisenschwellen über dem Schotter der Ausharrenden und Erduldenden.



Ich langweile euch sicher. Aber man sieht es euch nicht an, verehrte Steine. Das ist für mich angenehm, aber auch etwas irritierend.

Weil wir von uns ausgehen, vom Organischen sozusagen, können wir uns kaum vorstellen, dass Steine lebendig sind, weil ihr scheinbar keinen Metabolismus, keinen Stoffwechsel, keine In- und Output habt. Auf der anderen Seite ist es seltsam dass Mineralien von Steinen für unser organisches Leben eine entscheidende Bedeutung haben. Spurenelemente von Euch Steinen rollen durch meine Adern. Also habt ihr Steine Anteil an der organischen Welt des Lebens. Und ohne euch gibt es kein Leben. Das spüre ich hier mit Euch. Ich habe mir überlegt, dass es wahrscheinlicher ist, dass von Euch etwas in mir ist, als umgekehrt, dass etwas von mir in Euch ist. Macht das Sinn?

Kann man euch Steine als Individuen ansprechen? Wer will dies abstreiten. Na ja, wird man einwenden, ein Stein ist doch nur ein Bruchstück von einem grossen Felsblock, der zerstückelt und verwittert wurde. Keine geborene Einheit. Und der Mensch? Sind nicht die Teile unserer Gemeinschaft auch wie Bruchstücke eines göttlichen Muttergesteins? Wie sonst sollten wir wissen, dass wir zusammen gehören, und trauern, wenn wir getrennt werden. Ausserdem – wenn wir es genau nehmen - baden wir hier ja nicht einsam und alleine im Wasser, sondern alle zusammen in einer globalen Badewanne aus Stein, die mit Meer gefüllt ist.

Etwas, was wir Menschen mit euch gemein haben, wird gerne übersehen: Es ist die Eigenschaft, dass wir opak sind, undurchsichtig. Man sieht in uns nicht hinein. Nur ganz selten sind Steine durchsichtig. Wir nennen sie dann Edelsteine. Und wir meinen sie seien selber strahlend, wie die Edelsteine unsere Augen.

Wie kann es sein, dass Licht durch so etwas Schweres, Hartes und Massives, wie einen Stein ungehindert hindurch gelangt? Ja, ich weiss, das geht wegen dem grossen Zwischenraum zwischen den streng geordneten Kristallatomen. Aber will das heissen, dass unsere innere Unordnung der Grund ist für unsere Undurchsichtigkeit? Und dass wie ein Stein auch ein Mensch

dann edel ist, wenn er sein Inneres in Bezug zum Licht gut geordnet hat?

Ich bewundere eure Treue, sehr geehrte Steine, Eure Trägheit, dass ihr ruhig bleibt, euch nicht wehrt, inaktiv, unemotional, fest, dauerhaft, unvergänglich, ganz der Physik hingegeben. Während wir Menschen gelegentlich einen verzweifelten Sport daraus machen, die Physik zu überwinden, oder gegen sie an zu kämpfen. Oder besser: Mit Kenntnissen der Gesetze der Physik die Physik überlisten möchten, der wir in unserer kurzen Existenz in Zeit und Raum ausgeliefert sind. Vergebliche Versuche, wie wir alle wissen. Denn mein Körper wird in ein paar Jahrzehnten zerfallen und vergessen sein, während ihr Steine euch hier noch eine ganze Weile weiter von den Wellen den Strand rauf und runterspülen lässt. Bis auch ihr endlich zu Sand und Staub werdet.

Ein grosser Traum von Euch Steinen ist vermutlich: In Bewegung, ins Fliesen zu kommen und einfach aufzustehen und weg zu gehen wie ich. Die Welt zu bereisen. Vielleicht liegt ihr deshalb so sehnsüchtig nah am Wasser. Wartet ihr auf ein Schiff, das euch weg bringt?

Andererseits wollen wir Menschen manchmal wie ihr Steine zur Ruhe kommen, aber ohne Erstarrung, nicht eingefroren, sondern in eine lebendige Ruhe. Das bewundern wir an euch, wenn wir zu den Bergen aufschauen, oder zur Buddha-Figur aus Granit.

Und ihr Steine bewundert das Wasser. Nicht wahr? Schön wäre es In Bewegung zu kommen nicht immer nur heiss und glühend als Lava und Magma, sondern mal ganz cool in lebendigen Wirbeln und Plätschern wie das edelsteinklare Wasser des Meeres hier am Geröllstrand von Telendos.

So sind wir einander in unserer Sehnsucht verbunden. Dass ich kein Stein sein kann und ihr keine Menschen. Aber dankbar, dass wir zusammen da sind und aneinander Teil haben.

Vielen Dank für Eure Aufmerksamkeit

Zhì

Der Karbunkel spricht

Entschuldig bitte, dass ich, der Karbunkel, mich auch noch zu Wort melde. Und verzeiht, dass ich nicht so gewählt schreiben und nicht so trefflich illustrieren kann wie Danielos. Aber seine Versuche, ein Geschwür schön zu zeichnen sind erstaunlich. Nicht wahr? Ist das Ernst gemeint? Ist das Satire? Wir waren zuerst etwas verunsichert. Ist es eine hinterlistige Falle? Meine Mitgeschwüre haben mich jedenfalls eindringlich gewarnt:

"Halt bloss die Klappe, Karbunkel. Du meinst doch nicht wirklich, dass man dir zuhören wird? Einem Geschwür! Du Spinner! Du wirst nur Hass und Verachtung ernten. Vergiss es!"

Ich konnte die Angst meiner Mitgeschwüre, Furunkel, Pickel und Mitesser verstehen. Sie hatten sich längst damit abgefunden in der Menschenwelt unbeliebt zu sein. Und wir sind es tatsächlich gewohnt als Ausbund von diabolischer Hässlichkeit angeprangert und geframed zu werden. Sogar auf Zigarettenpackungen haben sie uns abgebildet. Menschen, die Karbunkel oder andere Geschwüre haben, werden in Quarantäne geschickt, oder als Aussätzige auf Inseln verbannt, oder in Heimen eingekerkert. Obwohl diese Kranken uns ja auch los werden und mit uns gar nichts zu tun haben wollen.

Item. Unsere Schweigsamkeit hat Geschichte. Und selbst dann wenn wir so etwas wie Dialogbereitschaft erkennen könnten, bliebe ja noch die Frage: Was wollen wir denn den Menschen, von denen wir leben, eigentlich mitteilen? Die Gesprächsverweigerer unter uns Geschwüren hatten es jedenfalls leicht. Sie sagten zum Beispiel: "Alle Worte, die du sprichst sind Perlen vor die Schweine. Es wird dir gehen wie Cassandra, der Hellsichtigen, der Apoll in den Mund gespuckt hat, sodass ihr niemand glaubte. Du schadest unserem Ruf!"

Was soll man da sagen? Ich versuchte es zum Beispiel so: "Freunde, liebe Mitgeschüre. Was haben wir denn zu verlieren? Seht ihr nicht, dass man sich ernsthaft mit uns auseinander setzt? Es scheint, dass unser Dasein als Geschwüre alleine nicht ausreicht, um uns zu verstehen. Warum legen wir nicht für einmal unseren gekränkten Stolz ab und nehmen diese Menschen ernst, die unter uns leiden und von denen wir leben. Was kann es uns schaden, wenn wir zu ihnen reden? Seid doch nicht so wehleidig!"

Unsere Regierung fand mein Vorhaben ungeheuerlich. Ein krasser Tabubruch. Das offizielle Narrativ der Geschwüre lautete, dass wir niemandem etwas schulden und dass man uns in Ruhe lassen soll. Punkt. Das Selbstverständnis der Geschwüre war aber durch meine Idee irritiert. Es ist klar, dass diese Meinungsverschiedenheiten unter den Geschwüren selber zu Entzündungen und Geschwüren führten. Wir wollen uns aber nicht verlieren in Selbstbespiegelungen. Jedenfalls schritt die Zensur ein und es wurde mir verboten offiziell für alle Geschwüre zu reden. Dies konnte mich allerdings nicht daran hindern von meinem Recht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch zu machen. Ja, Ja. Das gibt es sogar bei den Geschwüren!

Der Schlüssel des Konfliktes, der uns beide gemeinsam beschäftigt - mich als Karbunkel und euch als Menschen - ist meines Erachtens in einem chinesischen Zeichen, das zhi heisst, einleuchtend ausgedrückt. Es sieht so aus.

The image shows a large, bold Chinese character '治' (zhi) written in a traditional calligraphic style. The character is composed of several thick, black strokes. The top part consists of a curved stroke on the left and a more complex, multi-stroke structure on the right. The bottom part is a square-like shape with a horizontal base and a vertical right side, connected to the upper part.

Das Wort zhì wird ausgesprochen wie ein stimmhaftes dsch in 'Had-schi', allerdings ohne das i auszusprechen. In Englisch sagt man, dass zhì tönt wie das 'ge' in Judge Es tönt dann wie stimmhaftes 'dschö' mit ganz kurzem, fast unhörbarem ö. Zhì gehört zu den Zeichen, bei denen das i nicht gesprochen wird. Der Akzent auf dem i bedeutet, dass die Stimmhöhe abfällt, was etwas schwierig ist, wenn man das i nicht aussprechen darf. Das Fallen ist aber im Ausklang des stimmhaften Niesens enthalten. Um das richtig auszusprechen muss man an das Geräusch beim Niesen, "Ha-Dschi", denken, beim "Ha" den Kopf heben, beim stimmhaften "dsch" den Kopf senken und das i stumm nach unten bloss zu Ende denken. Bei Chinesen sieht man manchmal, dass sie solche Akzente mit Mimik und Kopfbewegungen unterstützen. Zhì kann man also am Nicken, oder am Senken des Kopfes oder manchmal am Schliessen der Augen erkennen, wobei das Schliessen der Augen den Akzent nach unten betont.

Das Zeichen zhì sieht in der vereinfachten chinesischen Schreibweise aus wie ein Niesen, wegen den drei Linien links. Man sagt, dass diese Spritzer Wasser bedeuten, und die Zeichenteile rechts davon, Haus oder Gebäudefläche, eine Terrasse auf Stelzen, ein Ort, eine Ansiedlung. Man täuscht sich aber, leicht, weil die drei Wasserspritzer eben nicht nach links weggehen, sondern umgekehrt nach rechts eindringen. Dies erfährt man aber erst, wenn man die korrekte Schreibweise des Zeichens kennt.



Das Zeichen zhì wird in acht Schritten geschrieben: Zuerst die drei Wasserspritzer rechts von oben nach unten. Dann das Dach des Hauses in zwei Strichen und das Quadrat, oder die Box auf zwei Füßen in drei Strichen. Die Reihenfolge und Strichrichtungen wie man Zeichen schreibt sind sehr wichtig. Die Wasserstriche spritzen also nicht nach links, sondern dringen von unten und oben auf Haus und Ort ein. Das Dach beginnt mit einem Strich vom Dachfirst ausgehend nach links unten und mit einer Biegung nach rechts. Danach setzt der andere Dachstrich an, der von rechts herab führt, allerdings ohne das Dach zu schliessen. Das Rechteck beginnt links mit einem Strich von oben nach unten. Dann folgt ein Querstrich nach rechts mit Biegung und Abstrich. Der achte Strich setzt den Boden der Kiste von links nach rechts.

Es gibt im Chinesischen keinen Weg, um vom Zeichen auf die Aussprache zu schliessen. Das Sehen und das Hören eines Zeichens, Wortes, Begriffes, sind zwei völlig verschiedene Dinge. Wir erkennen daran, dass die Kultur Chinas und seiner Zeichen und Laute sehr weit weg ist von unserem Alphabet und viel näher bei Hieroglyphen der Ägypter. Eine faszinierende Welt.

Zhì gehört zu den fünfhundert häufigsten Zeichen im chinesischen Sprachraum. Es hat je nach Kontext eine Vielzahl von Bedeutungen. Im Kontext des Staates, von Politik und Beamtenschaft, hat es die Bedeutung regieren. Im Kontext des Körpers und der Medizin bedeutet es heilen, kurieren. Zhì ist ein aktives Verb, das eine zielgerichtete Tätigkeit meint zum Wohle des Volkes und des Körpers. Es ist interessant zu bemerken, dass eine ähnliche Doppelbedeutung Volk/Körper auch im Hebräischen existiert. Der Medizinhistoriker Prof. Dr. Paul U. Unschuld hat in vielen seiner Bücher darauf hingewiesen, dass für jede gesellschaftliche Elite Regieren auch immer in einem medizinischen Sinne gemeint ist, dass also der Staat nicht nur das Volk heilt, sondern eben auch jeden einzelnen Körper der Bevölkerung. In einem autoritären Staat ist das Verhältnis zwischen Staat und Bürger ähnlich wie zwischen einem Hirten und seinen Schafen, oder Schweinen. Der Hirte sagt wo es durchgeht, was es zu futtern gibt und wann es zum Schlachthaus geht.

In einem demokratischen System geht die Staatsführung von der Stimme des einzelnen Bürgers aus. Diesem Prinzip muss auch das offizielle medizinische System des Staates entsprechen. Sonst kommt es zu Verstimmungen, wie wir sie heute in der Coronakrise sehen. Dass nämlich die Tätigkeiten von Regieren und Heilen, auseinander driften, sich widersprechen und damit die einigende Kraft des *zhì* entwertet ist. Dann entstehen Konflikte, Entzündungen, Karbunkel. Und dabei geht es nicht mehr um Gesundheit, sondern um die Verfassungsgrundsätze des Zusammenlebens in der Gesellschaft. Der Grundsatz "Das Wohl des Volkes ist das oberste Gesetz", wird dabei als sozialer Fundamentstein nicht angetastet. Er bleibt für alle gültig. Aber der *Corpus politicus* ist krank, weil zwischen den Methoden seines realen Regierens und den Vorgaben der eigenen Verfassungsgrundsätze Disharmonien aufgetaucht sind durch von fremden Mächten aufgezwungene, inadäquate medizinische Methoden. Das vertrauensbildende Gleichgewicht zwischen Regieren und Heilen zerbricht.

Damit wir uns richtig verstehen: Es geht bei dieser Frage nach den richtigen medizinischen Strategien und den richtigen Mitteln nicht um die Impfung oder die Maske, oder die Lockdowns und Quarantänen. Niemand bestreitet, dass solche Mittel unter gewissen Umständen Sinn machen können, oder auch nicht. Der entscheidende Punkt ist das Momentum des Zwangs, der nun plötzlich auftritt und der den *Contrat Sociale*, die Demokratie, die Menschenrechte und das Naturrecht in Frage stellt. Medizinisch gesehen gibt es keine vernünftige Begründung für ein solches einseitiges, medizinisches Zwangsregime, jedenfalls nicht solange es ein Virus wie SARS-Cov-2 betrifft. Von daher sprechen alle Indizien dafür, dass andere Interessen als "Das Wohl des Volkes" den Hauptantrieb bilden für diese Krankheit des Gesundheitswesens: Pharmaindustrie, Börse, Finanzkontrolle, korrupte, oder verblödete Politiker, Ignoranz, Machtwahn, Mitläufertum, bestechliche Universitäten, willfährige Institute, oder man kann es herunterkochen auf das banale Geld und die Frage, was man Sinnvolles damit tun soll. Reicht es Geld stets nur horten und vermehren zu wollen, oder bedeutet Geld nicht Verantwortung dafür es möglichst rasch dort einzusetzen wo es reales Leid von Menschen beseitigen helfen kann?

Machen wir nicht den Fehler hier mit Wertungen herumzudoktern. Ich, der Karbunkel in den Haarwurzeln unserer Gesellschaft, bin das Bild für eine sehr tief sitzende Entzündung an Fragen nach dem richtigen Zusammenspiel von Politik und Medizin und letztlich an der Frage nach dem Guten, das wir alle gemeinsam wollen. Ich habe "wollen" hier ganz bewusst geschrieben. Der Wille zum Guten eines Volkes oder Körpers ist nicht theoretisch-philosophisch, sondern praktisch-existentiell. Die Griechen haben im 5. und 6. Jahrhundert vor Christus ein neues politisch-medizinisches Verständnis entwickelt und in ihren demokratischen Organisationen der Polis-Stadtstaaten zu hoher Blüte entwickelt. Davon zehren wir bis heute, weil der Bürger damit zum Souverän wurde und ihm das Recht auf Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und eigenmächtiger Wahrung seiner körperlichen Unversehrtheit zugemutet und zugebilligt wurde. Eine fast unglaubliche Rückbindung von politisch-staatlichem Zugriff auf die Glieder der Gemeinschaft. Die Götter können nicht mehr willkürlich über ihre Sterblichen verfügen. Sie müssen sich alle an einen Vertrag halten. An ein Gesetz.

Wie im Einzelnen dieser Schutz und Respekt des Bürgers zu bewerkstelligen ist, musste geregelt und begründet werden. Und diese Begründungen lieferten die Naturwissenschaften, die sich auf für jeden jederzeit nachvollziehbare Gesetze von Kausalität und Logik gründen, dem Schritt vom Mythos zum Logos. Der Erfolg dieser Haltung zeigte sich im Aufstieg der Griechen zur bestimmenden Kraft des Abendlandes, selbst lange nachdem andere die Herrschaft übernommen hatten.

Die Orientierung an Vernunft und Logos blieb mit Ausnahmen stets bestimmende Kraft der westlichen Gesellschaften. Im Abendland wie auch im morgenländischen China bestand der Kitt des gesellschaftlichen Zusammenhaltes jedoch immer in der Einheit des *zhì*, der Einheit von regieren und heilen, also in einer medizinisch-politischen Verfassung zum Wohle aller.

In China existieren heute viele Spitäler mit zwei Eingängen. Einer für die sogenannte "westliche" Medizin und einer für die TCM, die Traditionelle Chinesische Medizin. Der Patient hat die Wahl. Diese Wahlfreiheit wird auch mehr und mehr im Westen respektiert. TCM ist zu einem bedeutenden Me-

dizinsystem auch in Europa geworden, obschon Akupunktur noch immer als nicht evidenzbasierte Medizin gilt. Auch Leistungen der Anthroposophischen Medizin, oder der Homöopathie werden mit Zusatzversicherungen bereits von Krankenkassen bezahlt. Sowas hat man früher als Myste-rienmedizin, Quacksalberei oder Hokuspokus abgetan. Die vorsichtige Akzeptanz von Alternativen in der Heilkunst ist ein Versuch des States die Tatsache zu würdigen, dass es in keinem politischen oder religiösen oder industriell beherrschten System jemals nur eine einzig letztgültige Medi-zin gibt. Immer existierten und existieren bis heute viel Ebenen der Heil-kunde gleichzeitig. Auch solche, die sich gegenseitig bekämpfen. Es scheint, dass die Vielfalt fruchtbar für alle ist. Wir müssen nicht mehr mit Hexen-verbrennungen dem christlichen, klösterlichen Medizinmonopol Nachach-tung verschaffen und Anders- und Querdenker als Heiden denunzieren. Dieser liberale Trend ist aber nun jäh abgebrochen mit dem Corona-Re-gime unter Notrecht. Die installierten Heilswänge sind einer demokrati-schen Gesellschaft unwürdig. Sie bedeuten einen Treubruch zwischen Re-gierung und Volk. Sowas das gibt's. Immer wieder.

Die Welt ist nicht nur schön, sie ist auch schön gewalttätig und brutal. Und man versteht weshalb Menschen sich geborgen fühlen möchten. Und man versteht, weshalb sich die Seelen Frieden und Güte wünschen. Viel mehr als bloss Recht zu haben gemäss irgendwelchen billigen Modellen, Religionen, Ideologien, Direktiven und Börsenkursen.

Die Langlebigkeit einer Gesellschaft hängt meines Erachtens davon ab, wie sie das ganzheitliche, körperliche und geistig-seelische Dasein ihrer Bürger mit den realen, äusseren, politisch-industriellen und kulturellen Be-dingungen versöhnen kann. Wir dürfen nach dem Ausheilen des Corona-Karbunkels an ganz neue Modelle oder radikal erneuerte Systeme denken, wie sie vor 2500 Jahren von den Griechen gewagt wurden. Vielleicht wer-den sich bisher kaum vorstellbare, revolutionäre, neue, medizinisch-politi-sche Komplexe daraus formen, die nichts mit dem Willen zur bloss techni-schen Bewältigung des Schicksals zu tun haben, sondern mit dem Sinn des Menschseins in dieser Welt.



Portrait des Karbunkels in seiner Endphase mit vier Ausgängen, die verdeckelt sind mit durchsichtigen Rufen. Das Geschwür wurde äusserlich nie behandelt, nie abgedeckt, oder mit Pflastern verklebt. Die Dynamik der Heilung zeigt ganz klar, dass die Entzündung von innen nach aussen an die Hautoberfläche gedrängt wird.

Blödheit

- Hippokrates: Das kann man so nicht stehen lassen.
- Danielos: Wie meinst du das, verehrter Hippokrates?
- Hippokrates: Einem Geschwür unwidersprochen das Wort zu erteilen. Du willst doch nicht im Ernst Dein Buch so beenden?
- Danielos: Ich fand jedenfalls spannend was der Karbunkel gesagt hat. Der Hinweis auf das Wort Zhi scheint mir erhellend für unsere Situation. Es zeigt doch, dass es nicht um Gesundheit geht, sondern dass Entzündungen entstehen, wenn ein Medizinsystem mit dem politischen System nicht übereinstimmt. In unserem Falle: Dass das diktatorische medizinische Verwaltungsregime der Regierungen mit dem politischen System der Demokratie inkompatibel ist.
- Hippokrates: Das sind Banalitäten. Rethorisch schön vorgetragen. Aber es geht doch um ganz andere Fragen.
- Danielos: Welche, bitte. Ich bin ganz Ohr.
- Hippokrates: Komm Danielos, wir setzen uns da hin im Schatten der Felsen, beim Geröll am Meeresufer. Mein Haar ist schütter geworden und ich riskiere sonst einen Glatzenbrand.
- Danielos: Gerne.
- Karbunkel: Darf ich auch mitreden?
- Hippokrates: Wer hat dies gefragt?
- Danielos: Der Karbunkel auf meiner Brust.
- Karbunkel: Ich habe doch das Recht mich zu verteidigen, falls nötig.
- Hippokrates: Warum nicht? Wer Stimme habe, der nehme teil.
- Danielos: Du sprachst von anderen Fragen.
- Hippokrates: Das Fragefeld lautet etwa so: Wie kam es dazu, dass dieser Karbunkel entstand. Und wie wird er sich dagegen wehren zu verschwinden, wenn er besiegt ist?

- Danielos: Zur ersten Frage. Bitte.
- Hippokrates: Der Grund für den Infekt ist die Blödheit deines Körpers.
- Danielos: Blödheit?
- Hippokrates: Ja, Blödheit, Dummheit, Ignoranz, Stupidity, Idiotie.
- Danielos: Des Körpers? Wie kann mein Körper blöd sein, er hat ja kein Bewusstsein.
- Karbunkel: Ja, das nähme mich auch wunder, ob ich aus Idiotie geboren bin.
- Hippokrates: Ihr müsst euch nicht aufregen. Idiotie ist unser Normalzustand. Lasst euch nicht provozieren von meiner direkten Rede. Es geht nicht um Wertung, Urteil, oder Schuld. Schauen wir doch den Sachen einfach zu. Ganz offensichtlich ist der Karbunkel schon vor langer Zeit in deiner Brust, Danielos, entstanden. Das heisst doch, dass eine Unachtsamkeit in Deinem Gewebe bestanden hat, wo sich sozusagen heimlich etwas einnisten konnte, was nicht zu Deinem Körper gehört und auf die Länge für ihn gefährlich sein kann.
- Danielos: Worauf willst Du hinaus?
- Hippokrates: Über dem Rippenknorpel der fünften Rippe rechts haben sich in der Tiefe unter der Epidermis mehrere Haarwurzeln in Deiner Brust entzündet. Weshalb? Weil da Staphylokokken nicht rechtzeitig erkannt und bekämpft wurden. Das hat den harten Kern dessen entwickelt, woraus die Entzündung des Karbunkels entstehen konnte. Und als er nicht mehr zu verbergen war, hat der Körper mit einem Schmerzsignal dein Bewusstsein alarmiert. Du hast den Knoten dadurch bemerkt und Dich verantwortlich gefühlt etwas zu tun. Ist es nicht so?
- Danielos: Und es hat mich geängstigt.
- Hippokrates: Genau. Weil Du nicht wusstest was es ist. Und Du Dir Sorgen machtest.
- Danielos: Ich wusste nicht mal, dass es ein Karbunkel ist.
- Karbunkel: Und ich war ja noch jung. Erst langsam wurde ich zu etwas

Wichtigem, weil man auf mich reagierte. Ich war plötzlich wer. Auch ein Karbunkel hat seinen Stolz und sein Ego. Und wenn etwas entzündet ist, dann kümmert man sich plötzlich darum. Es entsteht Öffentlichkeit.

Hippokrates: Danke, Karbunkel, dass Du so ehrlich bist. Du willst doch auch als Krankheit wahrgenommen werden und Du wurdest ja auch nicht gefragt, ob Du am Körper von Danielus als Karbunkel erscheinen willst auf diesem Planeten. Genauso wie auch wir nicht gefragt wurden, ob wir als Menschen auf der Erde erscheinen wollen, oder als Ameisen, Fische, oder Steine.

Karbunkel: Es tut mir aber schon ein bisschen leid, dass ich Euch unangenehm bin und zur Last falle. Aber ich habe keine Wahl.

Danielos: Ich verstehe Deine Scham, Karbunkel. Ich schäme mich auch manchmal, dem Planeten und dem friedlichen Leben hier zur Last zu fallen.

Hippokrates: Ein schöner Charakterzug des Karbunkels, finde ich. Aber die Sache ist einfach die: Ihr könnt nicht zusammen leben. Das ist brutal. Ihr müsst für Euch kämpfen. Und gegen den anderen.

Danielos: Ja, Karbunkel. Das stimmt. Ich möchte gerne, dass Du verschwindest.

Karbunkel: Aber wohin soll ich denn gehen?

Danielos: Ich weiss es nicht, lieber Karbunkel. Aber geh.

Karbunkel: Ich werde sterben.

Hippokrates: Du sagst es. Auch Krankheiten müssen sterben.

Danielos: Wir werden alle sterben, irgendwann. Du kannst nicht bei mir bleiben, Karbunkel. Wir müssen uns trennen.

Karbunkel: Das finde ich gemein. Du bist doch in der Übermacht mit deinem starken und vitale Körper.

Danielos: Jetzt vielleicht. Aber komm in zwanzig Jahren, oder wenn

ich schwach bin, oder müde, Dann kannst Du mich leichter bezwingen. Aber selbst dann wirst du mit meinem Tod auch selber untergehen, denn in meinem Grab kannst auch Du nicht weiter leben.

Hippokrates: Du nährst dich von Lebendigem, Karbunkel. Wie wir. Du hast Deine Zeit auf dem Körper von Danielos gehabt, wie wir unsere Zeit auf der Erde haben. Irgendwann ist Schluss. Gehe hin in Frieden.

Karbunkel: Ich werde nicht von selber aufgeben. Ich werde kämpfen.

Hippokrates: Das ist Dein Recht, Karbunkel. Kämpfe edel, wie ein Ritter. Du bist mit Deinem Mut dann ein grosser Lehrer für unseren Körper. Er wird durch dich vorbereitet sein auf deine Wiederkehr, oder auf die deiner Nachfahren.

Karbunkel: Du meinst dass es ein Wiedersehen gibt?

Danielos: Nicht dass ich es wünschte. Aber wir leben nun mal zusammen in dieser einen Welt. Wir werden uns nicht entkommen.

Hippokrates: Du bist erkannt, Karbunkel, wenn der Körper von Danielos sein Erinnerungsvermögen wach hält. Und damit sind wir bei der nächsten Frage: Weshalb hat Dein Körper Danielos, den Karbunkel nicht erkannt, bevor er sich in deiner Brust festsetzen und zu einer Entzündung werden konnte?

Danielos: Gute Frage.

Hippokrates: Weil dein Körper blöd war.

Danielos: Du hast das Wort blöd schon vorher benutzt. Und ich konnte nicht ganz folgen, was Du damit meinst.

Hippokrates: Blöd und krank sind in der deutschen Sprache Synonyme. Wenn der Körper blöd ist bedeutet es eigentlich, dass er sich nicht wehrt gegen Krankheit. Er ignoriert Fremdes, das in ihn eingedrungen ist. Er bekämpft keine fremden Keime, weil es ihm egal ist. Er ist wie ein taubes Ohr, ein blindes Auge oder eine gelähmte Zunge. Blöd eben.

- Karbunkel: Das kann aber so nicht stimmen. Denn nach einer gewissen Zeit ist doch eine Abwehrreaktion gegen mich entstanden. Es wurde heiss und begann zu eitern.
- Hippokrates: Ja, später dann schon. Denn wenn nur eine einzige Zelle des blöden Körpers noch wach ist, wird sie Alarm schlagen. Dies wird eine Weile dauern, bis andere Zellen herbeieilen, die das Feuer der Entzündung hervorrufen und den Krankheits-herd eingrenzen.
- Danielos: Wie kann es sein, dass der Körper blöd wird? Was ist denn da falsch gelaufen, dass der Körper am Ort der Infektion nicht gemerkt hat, was abläuft?
- Hippokrates: Schau, Danielos, ich habe ein hübsches Beispiel aus der US-amerikanischen psychologischen Forschung. 93% Prozent der amerikanischen Autofahrer sagen von sich, dass sie besser Auto fahren als der Durschschnitt. Das haben die berühmten Dunning-Kruger in den 90-er Jahren herausgefunden. Stell dir einen Volkskörper vor mit solchen Autofahrern, die sich alle massiv überschätzen. Das ist ein blöder Körper. Oder noch das andere Beispiel, das ihr vielleicht schon kennt, das eigentlich den Anlass bot für die Forschungen der beiden Herren. Es gab nämlich einen Banküberfall in einem Provinznest. Der Bankräuber hatte nicht einmal eine Maske oder Mütze auf, sondern sein Gesicht war beim Überfall nur mit Zitronensaft beschmiert. Natürlich wurde er von der Überwachungskamera erkannt und die Polizei war rasch da; der Kerl wurde in Handschellen abgeführt. Er war sehr erstaunt darüber dass man ihn geschnappt hatte, und sagte zu den Polizisten: "Wie könnt ihr mich sehen? Ich habe doch Zitronensaft angeschmiert. Und bin unsichtbar!"
- Später fand man heraus, dass der Kerl als kleiner Junge mit Zitronensaft als Zaubertinte Briefe geschrieben hatte und dachte, wenn er sich mit Zitronensaft einreibe sei er un-

sichtbar. Er war felsenfest überzeugt, dass das so stimmt.

Die meisten Menschen halten sich für viel klüger als sie in Wirklichkeit sind, und bewegen sich dann mit grossartiger Sicherheit, vor allem Neulinge in gewissen Gebieten, zum Beispiel Banklehrlinge die plötzlich Gesundheitsminister werden, Klavierlehrerinnen die Justizminister werden, Medizintheoretiker oder Physikerinnen, die unter Amtsdemenz leiden, oder allgemein Politiker, die nach der Wahl plötzlich meinen sie hätten Sachkenntnisse, während sie gleichzeitig diejenigen, die jahrzehntelange praktische Erfahrungen haben, für blöd halten. Die Sicherheit der Blöden macht meistens viel mehr Eindruck. Sie überzeugt die Unsicheren mehr als klug abwägende Darlegungen.

Und jetzt komme ich zum Punkt: Dass sich jemand selber überschätzt ist ja zunächst mal einfach sein eigenes Risiko. Dann baut er halt einen Unfall und lernt vielleicht daraus. Das diabolische Fakt aber ist, dass die Dummen immer alle anderen unterschätzen. Die Blöden halten die anderen für blöd. Und so erkrankt eben ein blöder Körper, weil er den Karbunkel unterschätzt.

Danielos: Verstanden. Aber ich kann nichts Schlechtes daran erkennen, wenn ein Körper ein Gefühl von Stärke und Sicherheit hat.

Hippokrates: Wieso? Vielleicht sollte er besser auch noch ein gesundes Gefühl für seine Schwäche haben.

Karbunkel: Ich weiss nicht, wie ich mich dazu äussern soll. Soll das denn nun heissen, dass ich nur in einem blöden Körper entstehen kann.

Hippokrates: Ja, wie denn sonst?

Karbunkel: Der Körper könnte geschwächt sein. Zum Beispiel durch eine andere Krankheit, falsche Ernährung, zu wenig Schlaf.

Hippokrates: Du sagst es. Aber ein gesunder Körper wird nur krank, wenn er blöd ist.

- Danielos: Das widerspricht nun aber dem, was du zuvor gesagt hast. Ein gesunder Körper kann ja nicht blöd sein, weil, wenn er blöd ist, dann ist er doch schon krank.
- Hippokrates: Du hast völlig recht, lieber Danielos. Ein Körper, der sich aus Blötheit überschätzt ist schon krank, geschwächt und da kann sich ein Karbunkel einnisten. Das ist ja gerade das Blöde daran, wenn man sich gesund fühlt.
- Danielos: Und weshalb merkt der Körper nicht selber, dass er blöd ist?
- Hippokrates: Weil er diejenigen Zellen, die ihn warnen, ignoriert, unterdrückt, ausschaltet. Die Blöden müssen die Gescheiten und Wachen zum Schweigen bringen, weil sie sonst nicht in Ruhe blöd sein können. Das geht dann solange gut, bis es zu einem schwerwiegenden Vorfall kommt, den man nicht mehr ignorieren und vertuschen kann, weil er schon eine grosse Zahl von Blöden dahingerafft hat. Das Geschrei und der Krieg, die dann entstehen, sind die Entzündung des Karbunkels.
- Karbunkel: Das macht durchaus Sinn. Es heisst nämlich nichts Weiteres, als dass es mich nur gibt, weil die Blöden nicht merken, dass sie blöd sind. Und damit wären wir bei unserem Freund Sokrates angekommen, der - wie wir alle wissen - das Gegenteil von blöd ist, und der sagt: "Ich weiss, dass ich nicht weiss", während die Blöden sagen: "Ich weiss nicht, dass ich nicht weiss."
- Hippokrates: Sehr gut gesprochen, lieber Karbunkel. Aber das Problem ist noch viel schwerwiegender.
- Danielos: Oh je! Wir müssen uns jetzt aber bitte kurz fassen, weil sonst das Buch zu lange wird.
- Hippokrates: Das kann ich uns nicht ersparen, lieber Danielos, weil es gerne weg gelassen, oder unter den Teppich gekehrt wird. Aus Scham. Bei all dem Gesagten müssen wir uns nämlich sel-

ber als die Blöden erkennen. Wir sind die Blöden. Nicht die andern. Das gehört zu Sokrates dazu. Und dies sollte man auch bei den oberflächlichen Zitaten von Dunning-Kruger beachten. Wir sind die Bankräuber, die sich hoffnungsfroh Zitronensaft ins Gesicht schmieren und uns wundern, weshalb sie uns trotzdem erwischen.

Danielos: Ich verstehe nicht ganz was du damit sagen willst, lieber Hippokrates.

Hippokrates: Der Körper darf blöd sein. Er darf sich geborgen und sicher fühlen; ohne Grund. Weil es Ausdruck eines Glaubens ist, dass es in ihm immer Kräfte gibt, die wach bleiben und zu seiner Gesundheit Sorge tragen. Das Volk darf vertrauen darauf, dass sein Staat das Wohl des Volkes als oberstes Gesetz achtet. Nur diese Treue, so blöd sie manchmal scheint, bildet den Zusammenhalt einer Gesellschaft. Den Klugen ist daher gut beschieden, den Blöden nicht ihre naive Sicherheit zu neiden.

Danielos: Du meinst also: Es können ja nicht alle Körperzellen immer in Alarmbereitschaft sein. Das ist klar. In einem dauernden Geschrei hört man ja auch einen Alarm nicht. Ich versteh aber noch immer nicht, weshalb es denn so lange dauert, bis der Karbunkel entdeckt wird.

Hippokrates: Am Anfang tarnt er sich und tut so, als gehöre er zu den Blöden dazu. Und die Blöden merken es nicht, vielleicht weil sie sich überschätzen und weil sie alle anderen unterschätzen, vielleicht aber auch nur weil sie schlafen. Oder der Karbunkel schafft es tatsächlich die Blöden zu überzeugen, dass er gut für sie ist. Und er stachelt die Blöden sogar dazu an sich gegen diejenigen zur Wehr zu setzen, die Alarm schlagen möchten. Wir kennen diese Dynamik unter dem Begriff Autoimmunerkrankung, wenn der Körper beginnt, seine eigene Schutztruppe zu bekämpfen und damit die Krankheit, die

ihn befallen hat, sogar aktiv zu fördern.

Erst wenn der Karbunkel auswächst und sein wahres Gesicht zeigt und klar wird, dass es sich um eine Krankheit handelt und das Geschwür erkannt wird als – etwas krass gesagt – das Böse, kann der Kampf losgehen. Falls dann noch genug Energien im Körper vorhanden sind. Aber die Blöden nehmen an diesem Kampf nie teil. Sie sind mehr verwundert darüber, was mit ihnen geschieht. Es müssen andere Lebenskräfte herbeieilen, die das Böse aus den friedlichen Blöden vertreiben. Es geschieht dann genau das, was Du beobachtet hast am Karbunkel auf deiner Brust. Zuerst entsteht eine heisse Schwellung tief unter der Haut. Dann treibt die Körperabwehr den Entzündungsherd nach aussen, zur Haut hin; und es bilden sich Kanäle, durch die der Eiter und die Schlachtabfälle ausgeschieden werden.

Danielos: Warum können die Abwehrzellen, den Karbunkel nicht einfach auflösen und intern abtransportieren über die Blutbahnen. Warum muss es denn immer so einen hässlichen Megapickel geben?

Hippokrates: Was nicht zum Körper gehört muss ausgeschieden werden. Was ausgeschieden wird, sind ja nicht nur tote, chemische Moleküle. Es sind giftige Abfallstoffe und Keime der Krankheit. Wenn du die durch deine Blutbahnen transportierst, riskierst du, dass der ganze Körper vergiftet und angesteckt wird. Das muss eingegrenzt und vor Ort entsorgt werden, da, wo die Fremdkörper eingedrungen sind; durch die verstopften Haarporen nach Aussen.

Karbunkel: Na prima. Dann bin ich jetzt also gefeuert? Aber wohin soll ich denn gehen?

Danielos: Mach eine Reise, Karbunkel; einen Ausflug. Vielleicht kannst Du andere anstecken und eine Weltreise machen.

Hippokrates: Eine fröhliche Pandemie in achtzig Tagen um die Welt.

- Karbunkel: Ihr macht euch lustig über mich.
- Hippokrates: Du bist der Karbunkel. Du musst wissen, wohin Du gehörs. Wir können Dir dabei nicht helfen. Wir haben ja nichts gegen dich. Der Körper von Danielos mag dich einfach nicht. Du gehörst nicht zu ihm.
- Karbunkel: Ja, das habe ich gemerkt. Und wenn ich ganz ehrlich sein darf, Ich bin deswegen sogar etwas enttäuscht und das macht mich traurig und tut mir weh.
- Danielos: Hmm. Das ist interessant, dass es einer Krankheit auch weh tut, dass sie gehen muss. Das habe ich mir so noch nie überlegt.
- Hippokrates: Etwas gesucht allerdings. Gefühlsduselig. Es tönt ja wie ein kitschiges Liebesdrama zwischen einem Kranken und seiner Krankheit und als ob sie sich in tragischem Herzschmerz trennen müssten. Ist es nicht viel eher so, dass ihr froh seid, dass ihr erkannt habt, dass ihr nicht zusammen passt und nicht zusammen gehört?
- Danielos: Nicht unbedingt. Man kann sich doch an Krankheiten auch gewöhnen. Man findet sich mit ihnen ab. Gesund zu sein ist vielleicht ein unerreichbarer Luxus. Eine blosse Fantasie.
- Hippokrates: Genau. Und siehst du: Das ist der Grund, weshalb wir Asklepiaden jeden Kranken, der zu uns kommt, zuerst folgendes fragen; und zwar noch bevor wir überhaupt wissen, unter welcher Krankheit der Patient leidet und ohne zu wissen was die Ursachen für sein Leiden sein könnten: "Bist Du bereit das aufzugeben, was deine Krankheit verursacht?"
- Danielos: Wie kann man auf diese Frage vernünftig antworten, wenn noch gar nicht klar ist welche Konsequenzen eine Antwort hat?
- Hippokrates: Eben. Es geht nur um die Bereitschaft. Ohne logische Absicherung und Wissen. Nur um die Antwort, die man gibt.
- Karbunkel: Und was wenn jemand nicht Ja sagt?
- Hippokrates: Dann warten wir.

Die Narbe

Kämpfe hinterlassen Narben. Der Karbunkel hinterliess ein aufgewühltes Trümmerfeld auf meiner Haut. Es dauerte lange Zeit bis alles aufgeräumt war. Erst im November - also nach fast einem halben Jahr - war die Haut wieder glatt, die letzte Rufe abgefallen, aber jeder sieht, dass da mal eine Wunde war. Allerdings kann man allein anhand der Narbe nicht sagen, ob es ein Karbunkel war, oder die Verletzung eines Pfeiles von Amor, der das Herz verfehlt hatte.

Ich erinnere mich noch an ein paar Tage im September: Tagebucheintrag vom 7. 9.: "Nun treten an zwei Stellen Eiter aus. Die Verhärtung beginnt sich aufzulösen. Die Haut im Umfeld des Karbunkels ist verändert, glatt und glänzend geworden wie Pergament, gerötet, aber der Knoten darunter aufgeweicht."

Oder der Tagebucheintrag vom 10. 9.: "Es tritt immer noch Eiter aus mit Blut gemischt. Aber es ist nur ein Kanal offen. Und die Entzündung wird oberflächlicher, hat sich von unten gelöst. Das sagt der Kanal, der Vulkanschlot, der den Schlachtabfällen des Infektes geöffnet wird: "Du kannst sie nicht verdauen, nicht brauchen für dich. Du kannst sie in nicht Gutes für Dich verwandeln, erziehen. Lass sie los. Sie sind Abfall für deinen Körper wie Urin und Exkremete. Deshalb sind Furunkel und Karbunkel Entzündungen, die mit einem Rausschmiss, oder einer Ausscheidung enden, solange der Körper lebendig und gesund und bei sich ist."

Was nicht zu uns gehört, stinkt. Das merkt man bei Karbunkeln sehr eindrücklich. Der Eiter, der aus unseren eigenen Wunden tropft, stinkt nach etwas, was sogar wir Menschen eklig finden, die sonst eigenes Stinkendes mögen, sogar den nicht für alle unzweifelhaften Geruch unseres Körpers, unseres Schweisses, unserer Popels, unserer käsigen Staubkügelchen zwischen den Zehen, unserer ungewaschenen Haare, so wie wir eben sind: unüberwindbare Geruchszäune für die, die uns nicht mögen.

Als Rüdiger Nehberg sich im 70. Lebensjahr nur mit einer Badehose bekleidet von einem Helikopter im Dschungel absetzen liess, um herauszufinden, ob er daraus auch in fortgeschrittenem Alter noch heil und ohne Hilfe nach hause findet, wurde er von Dornbüschen am ganzen Leib zerkratzt. In die Wunden legten Dasselfliegen Eier und bald war Rüdigers lebendiger Körper bewohnt von Fliegenlarven. Ich kann sehr gut nachvollziehen, dass er diese Larven aus seiner Haut entfernen und essen konnte. Nicht aber den Eiter seiner Wunden. Und klar fand Rüdiger wieder nach hause.

Seit einigen Jahren werden sterile Fliegenmaden in der Chirurgie eingesetzt zur Wundreinigung, weil sie den Eiter der Wunden fressen, nicht aber das gesunde Fleisch. Auch in diesem Falle könnte ich mir gut vorstellen, die Fliegenmaden zu essen. Nicht aber den Eiter. Vielleicht hat es wirklich damit zu tun, dass die Maden nicht stinken. Vielleicht ist es aber auch deshalb, weil die Maden das, was nicht zu uns gehört, durch ihr Leben wieder in etwas verwandeln, was uns dienen kann.

Wie dem auch sei: Das Vertrauen in den eigenen Duft und die eigene Lebenskraft sind heute auf einem Tiefpunkt angelangt. Man glaubt nicht mehr an sich selbst. Dabei sind und haben wir am Ende nichts anderes als uns selbst. Das Nichts jedoch hat sich als erstrebenswerte, hübsche und erfolgreiche Alternative zu unserem Selbst getarnt. Und es gebärdet sich effektiv als Schwarzes Loch im Tenu Paradies.

Es reicht, wenn wir uns mit sauberem Wasser waschen und ab und zu in einem See, Fluss oder im Meer baden. Sauberer als sauber werden wir nun mal nicht. Und auch nicht gesünder als gesund. Und im Gegensatz zu Geld, Schuhen, Zigaretten und Reissäcken können wir Gesundheit nicht auf Vorrat anhäufen. Das kackt die Reichen und Dummen richtig an. Zum Glück.

Aber ich rede nicht gegen Räucherstäbchen und nicht gegen Blumen. Sie gehören in Räume und Gärten, wo wir unser Eigenes vertrauensvoll hingeben dürfen für den inspirierenden Duft des Zusammenseins; Yasmin, Lavendel, Myrrhe, Weihrauch; Baden und Träumen in himmlischen Essenzen.



Die alten Blätter kommen runter.
Was Wert war, ist zurück im Stamm.
Der Wind spielt mit den Lindennüsschen,
den Bäumen nach dem Winter.

INHALT

Die Einladung	6
12. August 2021, Landquart, Schweiz	8
Ein Kanon zum Krönungstag	12
12. August 2021, Flughafen	18
Die Schiffskasse	20
Bargeld	25
Das Geschwür	27
Die Operation - Teil 1	29
Vorhang - 1	36
Kohli	38
Die Operation - Teil 2	40
Bluestar	42
Die Operation - Teil 3	44
Der Weg, der geht	48
Die Operation - Teil 4	51
Lemon	54
Rettungsboote	56
Vorhang - 2	68
Bitterorangen	70
Ein Baum auf der Intensivstation	72
Die Operation - Teil 5	75
Der Hund	77
Das Rauschen der Klimaanlage	80
Die Operation - Teil 6	82

Am Strand	85
Das Asklepieion von Kos	87
Kannst du dienen?	98
Kefir und Karottensaft	102
Schiffswümer - 1. Akt	108
Schiffswümer - 2. Akt	122
Schiffswürmer - 3. Akt	140
Schiffahrt nach Kalymnos	154
Pothia	156
Morgen in Pothia	159
Telendos	162
Sehen unter Wasser	164
Karbunkel	167
Der Drache Telendos	168
Umgang mit Katastrophen	209
Rede an die Steine	215
Zhi	222
Blödheit	230
Narbe	234
Lindennüsschen	243
Anmerkungen zu QR-Tags	246

Anmerkungen zu den QR-Tags.

Bei den QR-Tags geht es nicht um die Texte. Sie sind mehr oder weniger zufällig. Und vielleicht nur Propaganda. Viel wichtiger sind die Bilder, die im Tag sichtbar werden. Ausserdem können sie gar nicht wissen, ob der Text, der auf ihrem Gerät wieder gegeben wird, tatsächlich von dem QR-Tag stammt, oder von irgendeinem anonymen Server heruntergeladen und - aus für sie unerfindlichen Motiven - speziell für sie hergestellt wird.

Text des QR-Codes von Seite 35:

Das Gerät kann nicht lesen, weil es keinen Seelenkorb hat, in welchen es das Gelesene aufnehmen und danach zubereiten und geniessen kann. Vor allem aber, weil es sich nicht bedanken kann für das lebensspendende Geschenk der Zuwendung.

Text des QR-Codes von Seite 41:

Das Gerät will die Botschaft sein. Es will sich aufspielen zum Orakel. Aber ein Orakel ist kein Zaubertrick, der aus ein paar schwarzen und weissen Quadraten mathematisch einen Text berechnet. Der Weltgeist spricht nicht zu Konstrukten des Machtwillens. Nur zum lebendig Beseelten.

Text des QR-Codes von Seite 47:

Lebt nicht für euer Gerät. Schaut über die Dächer hinaus auf's Meer, zum Himmel, den Wolken, zum Schiff, das im Wellenglitzer über die Zeit zieht. Mit uns drin.

Text des QR-Codes von Seite 53:

Wenn Gerät nicht dem Guten geweiht ist, lässt es die Früchte verdorren.

Text des QR-Codes von Seite 76:

Der Kampf gegen den Drachen. Das ist heute der Kampf gegen übermächtig scheinendes und Macht versprechendes Gerät. Gerät meint Technik, jede Technik; auch Impfung, Schiff, Handy, Bagger, Hammer, Autos, Mathematik, Klimaanlage, Solarzellen, Algorithmen, sogar Yoga. Sei vorsichtig!

Weitere Bücher von Daniel Ambühl

THE GREAT REGRET - DAS GROSSE BEDAUERN

Infektionen von Irrsinn - Funde von Glück

Taschenbuch 256 Seiten, 2021

COVIDOKRATIE, LIEBE UND ZIVILER WIDERSTAND

Die fundamentalistische Theokratie der Coronagläubigen

Taschenbuch 120 Seiten, 2020, 2. Auflage

MBINZO

ESSKULTUR UND ZUCHT AFRIKANISCHER SPEISERAUPEN.

Reich bebildeter Bericht über das weltweit einzigartige Entwicklungshilfeprojekt in der Demokratischen Republik Kongo

Hardcover, 164 Seiten, 2018.

SKYFOOD - ESSBARE INSEKTEN

Von der Wildsammlung zur Landwirtschaft

Eine umfassende Darstellung der Entomophagie und der jüngsten Versuche zur Domestizierung von Speiseinsekten

Hardcover 250 Seiten, 2017

BEEZZA - DAS BIENENKOCHEBUCH

Das einzige Buch zur Ernte und Zubereitung von Drohnen der Honigbiene. Bunt präsentiert mit Rezepten.

Hardcover 150 Seiten, 2. Auflage, 2018

Online Bestellung: www.skyfood.ch



*"Primum non nocere,
secundum cavere,
tertium sanare."*

Denkmal von Hippokrates in Kos.